

Flanderns spät bewältigte Vergangenheit.

Zur Nachkriegsgeschichte der flämischen Kollaboration

Winfried Dolderer

Im Mai 2001 erfuhr die Karriere des flämischen Landesministers Johan Sauwens einen jähen Knick, als ruchbar wurde, dass er an einer Veranstaltung des Sint-Maartensfonds, einer Vereinigung ehemaliger flämischer Angehöriger der Waffen-SS, teilgenommen hatte. Nachdem eine Zeitung darüber berichtet hatte, und obendrein noch ein Video aufgetaucht war, das Sauwens in Gesellschaft der SS-Veteranen zeigte, war er in seinem Superressort für Inneres, Wohnungsbau, Außenhandel, Sport, Denkmal- und Landschaftsschutz nicht mehr zu halten. (1)¹

Das mediale und politische Nachbeben war enorm. Der belgische Justizminister stellte umgehend schärfere Maßnahmen gegen den Rechtsextremismus in Aussicht und berief aus diesem Anlass eine Konferenz von Staatsanwälten und Polizeiexperten ein. Der flämische Kulturminister wies in einem Rundschreiben die ihm untergebenen Bibliotheken an, ihre Bestände von jeglichem rechtsextremen Schrifttum zu säubern, während sich im Parlament der belgische Landwirtschaftsminister, ein Liberaler, peinlicher Fragen zu erwehren hatte. In einem früheren politischen Leben hatte er der flämisch-nationalen Volksunie angehört, der Partei des gestürzten Ministers Sauwens, und sah sich jetzt dem Vorwurf ausgesetzt, damals selbst Mitglied des Sint-Maartensfonds gewesen zu sein. Im flämischen Parlament machte sich ein sozialistischer Abgeordneter dafür stark, dem Vlaams Nationaal Jeugdverbond (VNJ) die staatlichen Zuschüsse zu streichen, und die führende flämische Tageszeitung widmete eine ganze Reportageseite dem Geflecht von Organisationen und Traditionsvereinen am rechten Rand der flämischen Bewegung, als wäre es ein gerade erst entdeckter unerforschter Kontinent (2) – das alles in einer einzigen Woche nach Ausbruch der Affäre und Ministersturz.

Die Pointe allerdings bestand darin, dass Sauwens mit der politischen Höchststrafe für ein Vergehen büßen musste, das in seinem flämisch-nationalen Milieu nur wenige Jahre zuvor noch keineswegs als Vergehen gegolten hatte, vielmehr als gebotene und übliche Form des Umgangs mit der eigenen Wählerklientel. (3) Die Heftigkeit, mit der jetzt die Affäre über ihn hereinbrach, war gewissermaßen

1 Die umfangreiche Dokumentation und Kommentierung der historischen Quellen und die bibliografischen Angaben zur Sekundärliteratur erfolgen in den Anmerkungen am Ende dieses Beitrags.

die Quittung für Jahrzehnte des Verschweigens, Verharmlosens, Beschönigens. Oder, um es anders auszudrücken, für den Umstand, dass unter den während des Zweiten Weltkrieges von Deutschen besetzten Ländern Westeuropas Flandern eine Sonderrolle spielte, weil es hier lange Zeit keinen mit der Befreiung spontan etablierten gesamtgesellschaftlichen Konsens über die politische, aber auch moralische Verwerflichkeit der Kollaboration mit dem Nationalsozialismus gegeben hat.

Die westeuropäische Norm im Umgang mit dieser Geschichte hat 1990 der niederländische Historiker Ernst Kossmann auf die Formel gebracht, dass die Diskussion darüber „nicht offen“, vielmehr zu Recht „intellektuell“ und „moralisch viel eingengter“ sei als die Betrachtung jedweder anderen historischen Epoche. (4) Kossmann sah darin durchaus auch ein methodisches Problem für den Historiker, dem beim Studium dieser Vergangenheit die „wissenschaftlich-neutrale Debatte“, das Abwägen des Für und Wider mit dem Ziel eines möglichst objektiven Urteils verwehrt sei: „Wer als Historiker für die deutsche Besatzungsmacht und die Kollaboration eintreten würde..., würde sich völlig diskreditieren und höchstwahrscheinlich strafrechtlich verfolgt werden.“

Gemessen an dieser Norm zeigt die Debattenlage im Flandern der Nachkriegsjahrzehnte ein deutlich abweichendes Bild. Das moralisch aufgeladene Unwerturteil über die Kollaboration mit dem Nationalsozialismus war hier bis in die späten achtziger Jahre hinein kein gesamtgesellschaftlicher, alle politischen Lager übergreifender Konsens. Dieser beschränkte sich vielmehr auf das im weitesten Sinne linke Spektrum, Liberale, Sozialisten, Kommunisten. Auf Seiten der bürgerlichen Rechten, bei flämischen Nationalisten, aber auch konservativen Christdemokraten, war indes, um nochmals mit Kossmann zu sprechen, die Diskussion durchaus „offen“. Über Jahrzehnte hielt sich hier eine Position, deren Verfechter die Kollaboration zwar für eine letztlich gewiss verfehlte, angesichts vieler Umstände freilich zumindest entschuldbare, wenn nicht gar verständliche Option hielten. Den Kollaborateuren, soweit sie politisch motiviert waren, wurden jedenfalls honorige Beweggründe zugeschrieben.

„De Nieuwe Orde“

Lange Zeit wurde dieses Geschichtsbild tradiert im Milieu der damals unmittelbar Beteiligten und einer apologetischen Historiographie, bis schließlich 1982 die Verstrickung flämischer Nationalisten in die Politik des Dritten Reiches erstmals zum Thema einer großen, ein breites Publikum bewegenden Debatte wurde. Anlass war die monumentale Fernsehdokumentation „De Nieuwe Orde“, die der – damals noch – „Belgische“ Rundfunk BRT vom Februar an in 17 wöchentlichen Folgen ausstrahlte. Der Titel war dem Kollaborationsdiskurs der frühen vierziger Jahre selbst entlehnt, dessen Protagonisten mit dem Schlagwort einer „neuen Ordnung“ ihre Abkehr von der parlamentarischen Demokratie und die Hinwendung zu einem autoritären Gesellschaftsmodell unter dem Protektorat des nationalsozialistischen Deutschland kenntlich gemacht hatten. (5)

„De Nieuwe Orde“ behandelte die Zeit der dreißiger Jahre, den Prozess, in dessen Verlauf der flämische Nationalismus (6) zunehmend unter den Einfluss der zeitgenössischen faschistischen und nationalsozialistischen Ideologien geriet, die Vorgeschichte also des späteren Dramas der Besatzungszeit. Dieses selbst sollte einige Jahre danach in einer ähnlich monumentalen Serie unter dem Titel „De Collaboratie“ zur Sprache kommen. Das Projekt beruhte auf einer Idee, die schon Ende der sechziger Jahre in der Führungsetage des BRT ventiliert worden war; seit Mitte der siebziger Jahre war der Autor der Serie, der als „Balzac des Fernsehjournalismus“, gelegentlich auch als „Pitbull des flämischen Fernsehens“ prominente Maurice De Wilde (7), assistiert von einem kleinen Mitarbeiterstab und beraten von einer wissenschaftlichen Kommission aus sieben Zeithistorikern, ausschließlich noch damit befasst. Er sichtete meterweise Akten und nahm seit 1980 eine Unzahl von Zeitzeugeninterviews auf. Das Ergebnis war ein epochales Fernsehereignis, das im Frühjahr 1982 allwöchentlich am Freitagabend im Durchschnitt 800.000 Zuschauer an die Bildschirme fesselte. (8)

Dass es zugleich zum Lackmустest auf die geistige Verfassung des bürgerlich-konservativen Milieus in Flandern knapp vier Jahrzehnte nach dem Krieg wurde, war von den Initiatoren so gewiss nicht vorgesehen. Es erwies sich aus den zum Teil irritierenden Reaktionen. Selbstverständlich war, dass ein Projekt, das mit dem Anspruch einherging, als Pioniertat zur Aufarbeitung der flämischen Kriegsvorgeschichte zu gelten, der fachlichen Kritik unterlag. Der Historiker Raoul Bauer etwa stellte mit dem Hinweis auf die Suggestivkraft und Flüchtigkeit des Bildmediums Fernsehen dessen Eignung, komplexe geschichtliche Sachverhalte darzustellen, grundsätzlich in Frage. Er hielt De Wilde einen gelegentlich willkürlichen Umgang mit den Quellen vor, fehlendes Augenmerk für den zeitgeschichtlichen Hintergrund sowie einen „populistisch-moralisierenden“ Ansatz, dem jeder „gesunde Zweifel“ abgehe. Vielmehr halte De Wilde seine unvermeidlich subjektive Deutung offenbar für die objektive historische Wahrheit. (9)

Indes, das Gros der Kritiker, und das war der irritierende Aspekt der Debatte, hielt sich mit solch fachlichen Einwänden gar nicht auf. Sie entfachten vielmehr einen Sturm der Entrüstung, in dem die Legitimität des Projekts an sich prinzipiell und rabiāt bestritten wurde. Unverantwortlich, beschämend, unwürdig, eine Präsentation „denaturierten“ und mithin „verdächtigen“ historischen Materials, Inquisition, Manipulation, Stimmungsmache, demagogisch, Effekthascherei lauteten einige der gängigen Stichworte. (10)

Das Schlimme sei nicht die Machart der Serie, meinte ein Kritiker, namentlich der bis zur Unverschämtheit aufdringliche Ton, in dem De Wilde einige seiner Interviews geführt habe. Das „Hauptübel und der Fehler“ sei gewesen, dass ein solches Projekt überhaupt in Angriff genommen und realisiert worden sei. Die Verantwortlichen im Sender hätten es von vornherein unterbinden müssen, „sobald ein paar Mitarbeiter mit ihrem Vorschlag dazu auftauchten“. (11)

Hier und da fand sich der Hinweis auf charakterliche oder biographische Defizite des Autors zur Erklärung der gerügten Mängel seines Werkes. Eine

„erhebliche Dosis“ Größenwahn wurde De Wilde nachgesagt sowie „gefühlsgeladener Egozentrismus“, mit dem er sich als „Scharfrichter und Untersuchungsrichter“ in Szene gesetzt habe. Der konservative Publizist Manu Ruys hielt es für der Erwähnung wert, dass De Wilde in einem „authentisch“ agnostischen und sozialistischen Milieu aufgewachsen sei. Ihm fehle daher die Empathie für manche Aspekte der katholisch-flämischen Mentalität. Dass er sich mit vorwiegend linken Mitarbeitern umgeben habe, tue ein Übriges zu seiner „einseitigen“ Herangehensweise. (12)

Als öffentlich-rechtliche Anstalt habe der belgische Rundfunk dem Land „unparteiisch“ zu dienen. Er habe nicht das Recht, den Konflikt zwischen der flämischen und der frankophonen Volksgruppe durch die Thematisierung strittiger historischer „Episoden“ weiter anzukübeln, empörte sich der ehemalige Senator, belgische Minister und christdemokratische Parteichef Robert Houben (13) und warnte vor der wachsenden Gefahr, dass Belgien zerfalle. Nachdrücklichen Wert legte Houben auf die Feststellung, dass die Geschichte der deutschen Besetzung während des Zweiten Weltkrieges in zwei ganz unterschiedlichen Phasen verlaufen sei, zwischen denen der Überfall auf die Sowjetunion und der Kriegseintritt der USA im Jahre 1941 eine tiefe Zäsur markierten. In der Zeit davor habe man vernünftigerweise annehmen müssen, dass Deutschland den Krieg in Europa gewonnen hatte. Es sei unter diesen Umständen geradezu eine patriotische Pflicht gewesen, sich mit der Besatzungsmacht zu arrangieren, um die staatliche Fortexistenz Belgiens auch in der neuen europäischen Ordnung soweit wie möglich zu gewährleisten. (14)

Es ging Houben also sichtlich nicht um die Ehrenrettung der flämischen Nationalisten, die die Kollaboration bis zum bitteren Ende fortgeführt hatten. Seine Sorge galt jenen Angehörigen der traditionellen politischen und gesellschaftlichen Elite Belgiens, die in den ersten Monaten nach der Besetzung im Sommer 1940 Pläne zur Etablierung eines mit der neuen europäischen Ordnung kompatiblen autoritären Regimes geschmiedet hatten, und zu denen er als junger Beamter im Arbeitsministerium selber gezählt hatte. An die Stelle der parlamentarischen Demokratie sollte demnach ein „gouvernement des grands conseils“ unter Führung des Königs treten, der als „chef naturel de la nation“ (15) über erheblich erweiterte exekutive Befugnisse verfügen sollte. Von Pluralismus und politischen Parteien war keine Rede mehr. (16) Houben sah darin auch vier Jahrzehnte später noch ein patriotisches Werk, das er von De Wilde unzureichend gewürdigt fand: Wäre er, schrieb er, Mitglied des BRT-Verwaltungsrates, würde er sich schämen. Als Flame schäme er sich für diesen flämischen Rundfunk. (17)

Dass die Kollaboration mit dem Dritten Reich in unterschiedlichem Maße gerechtfertigt sein konnte, je nachdem, in welcher Phase der Besetzung der Kollaborateur agierte, war dem ehemaligen Volksunie-Senator und Bankier Lode Claes (18) ein fremder Gedanke. Sie bedurfte in seinen Augen überhaupt keiner Rechtfertigung. Kollaboration sei vielmehr zu allen Zeiten und unter allen Umständen ein normales Verhalten machtpolitisch benachteiligter Gruppen, um sich gegen übermächtige Konkurrenten durchzusetzen.

In seinen jungen Jahren war Claes selber im kollaborierenden Vlaamsch Nationaal Verbond (VNV) aktiv gewesen und hatte dafür nach dem Krieg fünf Jahre hinter Gittern verbracht. Die Streitschrift gegen „De Nieuwe Orde“, die er bereits Anfang März 1982, als gerade mal die ersten beiden Folgen ausgestrahlt waren, veröffentlichte, ließ schon im Titel an Unverblümtheit nichts zu wünschen übrig: „Kollaboration auf der Folterbank“. Claes erinnerte sich darin einer Begegnung mit De Wilde, der ihn im Oktober 1980 zu einem Interview aufgesucht und den ganzen Nachmittag bei ihm verbracht habe. Er habe dabei, schrieb Claes, das angenehme Gefühl gehabt, ein Vierteljahrhundert jünger zu sein und nochmals die Zeit zu erleben, als er mit „etlichen Staatsanwälten“, die ihn über Kollaborationsdelikte verhören wollten, Katz und Maus gespielt habe. (19)

Damit war gleich zu Beginn einer sich über Jahre hinziehenden Polemik das Stichwort gefallen, das große Nachkriegstrauma der flämischen Rechten angesprochen: die Verfolgung und Aburteilung der Kollaborateure nach der Befreiung Belgiens im September 1944, für die sich der Oberbegriff der Repression, „repressie“, eingebürgert hatte. Bis Ende 1949 eröffneten belgische Militärstaatsanwälte wegen Kollaborationsdelikten über 405.000 Ermittlungsverfahren, von denen mehr als 57.000 zur Anklage führten. Von 2940 Todesurteilen wurden 242 vollstreckt. In 2340 Fällen lautete das Strafmaß auf lebenslänglich. Das Gros der Verurteilten, mehr als 30.000, freilich erhielt weniger als fünf Jahre. Doch wurden darüber hinaus in den ersten Monaten zehntausende Verdächtige auf vielfach vage Vermutungen hin interniert und zudem im Laufe der Zeit über 43.000 ohne Strafverfahren auf behördliche Schwarze Listen gesetzt, was den Verlust der bürgerlichen Ehrenrechte und in vielen Fällen ein Berufsverbot zur Folge hatte. (20)

Zwar milderte sich nach anfänglichem Übereifer der Gerichte die Schärfe der Strafzumessung sehr bald erheblich ab, und sorgte eine massenhafte Begnadigungspraxis dafür, dass sich bis Anfang der fünfziger Jahre die Gefängnisse weitgehend leerten. Gleichwohl behielten die Betroffenen und ihre Angehörigen die unmittelbare Nachkriegsperiode als eine Zeit der Rechtlosigkeit in Erinnerung.

Jetzt lautete ein Hauptvorwurf gegen die Dokumentationsserie „De Nieuwe Orde“, sie sei eine Fortsetzung der Repression mit den Mitteln des Fernsehens. Das Verdikt richtete sich persönlich gegen den Autor De Wilde, der auch seiner eindringlichen Interviewtechnik wegen in vielen Polemiken als „krijgsauditeur“ figurierte, als gnadenloser Militärstaatsanwalt. Für Lode Claes war das Fernsehprojekt im Übrigen ein linkes Komplott, dem der öffentlich-rechtliche Sender zum Opfer gefallen sei: „Deze geschiedschrijving is bedoeld om de gang van de geschiedenis te beïnvloeden.“ (21) Nicht zuletzt war in seinen Augen schon das Interesse an einer publikumswirksamen Aufarbeitung der flämischen Kriegsvorgeschichte ein pathologisches Symptom, charakteristisch für einen spezifisch flämischen Hang zur Selbstverachtung und zum Selbsthass, den sich Claes aus der geschichtlichen Erfahrung einer nicht enden wollenden Serie flämischer Niederlagen erklärte: „Hoe is het anders te verklaren dat veertig jaar na de

gebeurtenissen zoveel tijd en geld worden gespendeerd aan de geschiedenis van een mislukking?“ (22)

Eine gestörte flämische Identität als den eigentlichen Impuls des Projekts diagnostizierte auch der Publizist Mark Grammens (23), der als Kritiker der Vereinigten Staaten und des westlichen Bündnisses, Befürworter einer Verständigung mit der Sowjetunion im Kalten Krieg, nicht zuletzt als unnachsichtiger Verfechter flämischer Belange im belgischen Nationalitätenkonflikt einen Namen hatte. Das Bedürfnis, sich von der Vergangenheit der „eigenen Gruppe“ aggressiv zu distanzieren, zeuge von einer pubertären Haltung, fand Grammens. Insofern leiste „De Nieuwe Orde“ keinen Beitrag zur flämischen Emanzipation. Gerade der Erfolg der Serie sei vielmehr ein Symbol des „Untergangs einer elementaren intellektuellen Kultur in Flandern“. Unter dem Vorwand historischer Aufklärung werde hier versucht, auf „moralisch beinahe gewalttätige Art“ das flämische Streben nach „Erwachsenheit“ niederzumachen. (24)

Hervorzuheben ist, dass es sich bei den im Vorstehenden zitierten Apologeten der Kollaboration keineswegs um exzentrische Randsiedler des damaligen gesellschaftlichen und politischen Spektrums handelte. Sie repräsentierten vielmehr ein Denken, das in der Mitte des „bürgerlichen Lagers“ durchaus einen Platz hatte. Ihre Streitschriften erschienen ja auch nicht in irgendwelchen rechtsradikalen Postillen, sondern in der namhaftesten flämischen Zeitung „De Standaard“, deren Chefredakteur Manu Ruys ihnen dieses Podium aus Überzeugung zur Verfügung stellte. Der Ex-Minister Houben, der Bankier Claes waren alles andere als Exoten oder Parias. Als Claes im Februar 1997 starb, wanden ein ehemaliger und ein künftiger belgischer Ministerpräsident, der Christdemokrat Leo Tindemans und der Liberale Guy Verhofstadt, ihm als einem überragenden Denker, der seiner Zeit voraus gewesen sei, rhetorische Kränze. Und Manu Ruys widmete dem „kultivierten, unabhängigen Nonkonformisten“ einen einfühlsamen Nachruf. (25)

Mehr noch: Einige Jahre nach der Debatte um „De Nieuwe Orde“ erschien ein apologetisches Druckwerk, dessen Autor sich soweit verstieg, Adolf Hitler als aufrichtigen und wohlwollenden Freund Flanderns zu würdigen (26), begleitet von einführenden Worten aus der Feder des Jesuitenpaters und durchaus renommierten Historikers Karel Van Isacker und des Standaard-Chefredakteurs Ruys, der immerhin in einigen Punkten sanfte Vorbehalte anmeldete. Van Isacker pries die Intention des Autors, den Leser von „historischen Irreführungen“ zu „befreien“ und hinter der „offiziellen“ Geschichtsschreibung eine „andere, verschwiegene Dimension“ offenzulegen, während Ruys das „Zeugnis einer empörten und verletzten Generation“, das „leidenschaftliche Plädoyer für eine loyale Beurteilung des flämischen Kriegsidealismus“, würdigte. (27)

Die apologetische Version

Als „verschwiegener Bürgerkrieg“ ist die Spätphase der deutschen Besetzung Belgiens von etwa Mitte 1943 an bezeichnet worden. (28) Ein Hinweis darauf, dass sich damals die Aktionen des bewaffneten Widerstandes, dessen Speerspitze

die Kommunisten bildeten, nicht allein, womöglich nicht einmal in erster Linie, gegen den äußeren Feind richteten, die Besatzungsmacht, sondern mit mindestens gleicher Intensität gegen den inneren. Bis zum September 1944 ermordeten belgische Partisanen etwa 1000 tatsächliche oder vermeintliche Kollaborateure. Dem Gegenterror der Rechten fielen rund 150 Menschen zum Opfer. (29)

Nach der Befreiung setzte sich die Gewaltsträhne in einer Serie von Übergriffen und Ausschreitungen gegen Kollaborateure und ihre Familien fort, der sogenannten „Volksrepression“, die in zwei Wellen im Herbst 1944 und Frühsommer 1945 über das Land ging. Auch die anschließende geregelte Strafverfolgung der Kollaboration stand im Zeichen einer anhaltenden gesellschaftlichen Polarisierung und unterlag den entsprechenden Schwankungen der politischen Konjunktur. In der Regel war es die sozialistische und kommunistische Linke, die auf schärfstmögliche Strafen und die unnachsichtige Entfernung jedes auch nur annähernd Verdächtigen aus dem öffentlichen Leben drängte, während namentlich die flämischen Christdemokraten nach Möglichkeit mäßigend zu wirken suchten. (30) Das Bürgerkriegsszenario überschattete die belgische Politik noch bis Anfang der fünfziger Jahre, solange die erbittert geführte Auseinandersetzung um die Zukunft der Monarchie und des exilierten Königs Leopold III. andauerte, die in der Ermordung des kommunistischen Parteichefs Julien Lahaut durch „leopoldistische“ Attentäter ihren makabren Abschluss fand. (31)

Auf die spätere Perzeption dieser Periode im bürgerlich-konservativen Milieu Flanderns blieb all das natürlich nicht ohne Wirkung. Ins historische Gedächtnis mischte sich ein guter Schuss Antikommunismus und genuiner Abscheu vor Unordnung und sozialem Umsturz, der etwa Manu Ruys im Zusammenhang mit den Ereignissen des September 1944 vom „Widerstandspöbel“ sprechen ließ, „opgezweept verzetsgepeupel“. (32) Vor diesem Hintergrund mochte auch der Gedanke, der „Grundcharakter“ der Repression, der Strafverfolgung der Kollaborateure, habe darin bestanden, „dass wir alle jahrelang Spielball und dämliche Opfer des internationalen Kommunismus gewesen sind“, nicht abwegig erscheinen: Kommunisten und Linke, hieß es, hätten damals die Umstände zu dem Versuch nutzen wollen, die Demokratie zu stürzen. (33) So mag der nachhaltige Eindruck der extremen gesellschaftlichen Polarisierung in der Kriegs- und unmittelbaren Nachkriegszeit durchaus zu der Empathie beigetragen haben, die konservative Demokraten wie Ruys oder Van Isacker noch vier Jahrzehnte später der apologetischen Version der flämischen Kollaborationsvergangenheit und ihren Verfechtern entgegenbrachten.

Ihren Anfang hat diese Version vor den Militärtribunalen genommen, die nach 1944 die Kollaborateure abzuurteilen hatten. Überliefert wurde sie naturgemäß zunächst im Kreis der unmittelbar Betroffenen. Von 1956 an war das deutsche Städtchen Münsteriefel, auf dessen kleinem Soldatenfriedhof durch einen Zufall zwei im Herbst 1944 in der Nähe gefallene Flamen ihre letzte Ruhe gefunden hatten, Schauplatz einer alljährlich wiederkehrenden „Wallfahrt“ flämischer SS-Veteranen und ihrer Angehörigen. In der Regel waren es 150 bis maximal 300 Teilnehmer, die in Bussen aus Antwerpen oder Brüssel anreisten, sich auf dem Marktplatz sammelten und von dort mit Fahnen, Trommeln und

zum Teil in Uniform, in der Regel begleitet von den Spitzenvertretern der Stadtverwaltung, zum Friedhof zogen, wo ein flämischer Geistlicher die Messe las. (34)

Die Wallfahrt nach Münstereifel, die seit den späten sechziger Jahren an Zuspruch einbüßte und 1972 mit nur noch 30 Teilnehmern zum letzten Mal stattfand, war eine religiös verbrämte Kundgebung zur Legitimation der militärischen Kollaboration, der Teilnahme flämischer Freiwilliger am deutschen Ostfeldzug, und dies in zweierlei Hinsicht: Zum einen stellten die Initiatoren, ein Antwerpener „Comité voor Heldenhulde“, von vornherein einen Zusammenhang mit der IJzerbedevaart her, der traditionellen Wallfahrt zu den Gräbern der flämischen Gefallenen des Ersten Weltkrieges, die seit Anfang der zwanziger Jahre so etwas wie das alljährlich wiederkehrende Hochamt des flämischen Nationalismus geworden war. (35) Zum anderen appellierten sie an den antikommunistischen Zeitgeist im Kalten Krieg: Das Anliegen der flämischen Freiwilligen an der Ostfront, hieß es etwa 1962, sei „heute aktueller denn je, der Kampf gegen den Kommunismus und für die Erhaltung eines freien Europas“. Konsequenterweise wurden in späteren Jahren Veteranen des Korea-Krieges und die amerikanischen Soldaten im Vietnam-Krieg, Teilnehmer weiterer antikommunistischer Feldzüge also, in das ehrende Gedenken auf dem Münstereifeler Friedhof einbezogen. (36)

Der Rekurs auf antisowjetische Reflexe zur Legitimation flämischer Teilnahme für das Dritte Reich war ein seit der frühesten Nachkriegszeit geläufiges Argument. Darauf beriefen sich bereits vor belgischen Militärtribunalen angeklagte Kollaborateure wie der notorische Nationalsozialist Ward Hermans, der seinen Auftritt im Gerichtssaal zu einer Huldigung der flämischen Freiwilligen an der Ostfront nutzte: Dass ihr Einsatz nicht vergebens gewesen sei, werde noch vor Ablauf eines halben Jahrzehnts allgemeine Anerkennung finden, „wenn die Russen hier sind“. (37)

In der Zeitschrift „Broederband“, Organ einer gleichnamigen Vereinigung flämischer Ostfrontveteranen, erinnerte der Herausgeber Jef Van Dingenen (38) in einem Kommentar zum Einmarsch der Warschauer-Pakt-Truppen in der Tschechoslowakei 1968 an die „zehntausenden Waffen-SS-Soldaten, unter ihnen auch Flamen, die 1945 ihre letzten Kräfte anspannten, um Böhmen-Mähren und Prag für den Westen zu erhalten“. (39) Wobei in diesem Diskurs unter dem Begriff des „Westens“ wohl weniger die pluralistisch verfasste Demokratie als vielmehr das „christliche Abendland“ zu verstehen war. Wenn es im Kalten Krieg nach herrschender Meinung ein legitimes westliches Interesse gab, die vermeintlich drohende Expansion des Sowjetkommunismus abzuwehren, so konnte der bewaffnete Einsatz flämischer SS-Freiwilliger gegen dieselbe Bedrohung nicht illegitim gewesen sein, nur weil sie die Gefahr ein paar Jahre früher erkannt hätten, lautete das Argument, das Ex-Kollaborateure und ihre Apologeten immer wieder ins Feld führten. (40)

Von mindestens vergleichbar legitimatorischer Wirkung war der Versuch, die militärische Kollaboration in die Tradition des flämischen Nationalismus einzubetten, wie er sich im Rekurs auf die IJzerbedevaart äußerte. Auf dem Höhepunkt ihres Vorkriegserfolgs hatten die flämischen Nationalisten bei der

belgischen Parlamentswahl von 1936 in Flandern einen Stimmenanteil von 11,5 Prozent erzielt, den sie drei Jahre später auf 12,8 Prozent steigern konnten. Nach dem Krieg wuchs die als flämisch-nationale Partei neu entstandene Volksunie von rund 3,5 Prozent in Flandern in ihrem Gründungsjahr 1954 auf den Spitzenwert von deutlich über 18 Prozent bei der Parlamentswahl von 1971. Nachdem sich 1978 der rechte Flügel abgespalten hatte, um sich schließlich im Vlaams Blok zu sammeln, schmolz ihr Reservoir auf 13 bis 14 Prozent in den achtziger Jahren. Doch erreichten beide Parteien gemeinsam immer noch annähernd 17 Prozent, rund ein Sechstel der Wählerstimmen in Flandern also. (41) Damit repräsentierte der flämische Nationalismus ein alles andere als marginales gesellschaftliches Segment.

Im März 1976 richtete der ehemalige Volksunie-Senator Maurits Van Haegendoren (42) einen Appell an die überlebenden Protagonisten der Kollaboration. Er begehrte Auskunft: Wie hatten sie damals den Nationalsozialismus gesehen? Welche vermeintlich positiven Aspekte des Dritten Reiches hatten sie zum politischen Anschluss an die Besatzungsmacht bewogen? Warum hatten sie sich zwar dem kommunistischen Totalitarismus strikt widersetzt, den nationalsozialistischen aber hingenommen? Die Antwort auf diese Fragen war für Van Haegendoren ausschlaggebend sowohl für das historische Urteil über die Kollaboration wie für das persönliche Selbstverständnis der noch lebenden Akteure. (43)

Unter deutscher Besatzung hatte sich Van Haegendoren selbst der Kollaboration ferngehalten. Er teilte indes rückschauend die nach dem Krieg im flämisch-nationalen Milieu verbreitete Empathie für die Sache der Achsenmächte und ihrer Verbündeten in den besetzten Ländern. Den von Grund auf verbrecherischen Charakter des Nationalsozialismus etwa relativierte er mit dem Hinweis auf die vielen kleinen Mitläufer, auf die in seinen Augen ein solches Verdikt schwerlich anwendbar war. Dass der Krieg mit der Teilung Europas endete, war obendrein nach seiner Ansicht nicht allein die Schuld Hitlers, sondern mindestens ebenso sehr der Westalliierten, deren Forderung nach bedingungsloser Kapitulation die Deutschen erst zum bedingungslosen Durchhalten an der Seite des Regimes bewogen habe. (44)

Was ihn 1976 veranlasste, die Betroffenen zu Selbstauskunft und Aufklärung zu mahnen, war die im bürgerlich-konservativen Lager Flanderns nie verstummte Debatte über eine Amnestie für verurteilte Kollaborateure, die gerade damals im Zusammenhang mit dem 25-jährigen Thronjubiläum des belgischen Königs Baudouin wieder an Lautstärke gewann. Das Thema war mittlerweile drei Jahrzehnte nach der „Repression“ von überwiegend, wenn auch noch nicht ausschließlich symbolischer Aktualität. Zwar waren die von den Militärtribunalen verhängten Strafen längst verbüßt, manche Nachwirkungen allerdings, etwa der Verlust bürgerlicher Ehrenrechte, noch immer in Kraft. So gab es nach wie vor einen kleinen Personenkreis, der unter Repressionsfolgen zu leiden hatte, die meisten Betroffenen freilich im Ausland.

Die Dimension des Problems wird deutlich, wenn man weiß, dass zwischen 1976 und 1983 dem belgischen Justizministerium 96 einschlägige Gnadengesuche

zugingen. Im selben Zeitraum wurden 1245 Betroffene von Berufungsgerichten und weitere 33 durch Einzelentscheidung des Justizministers rehabilitiert. Die Anzahl der Personen, gegen die wegen Kollaborationsdelikten Entschädigungsforderungen des belgischen Staates bestanden, nahm stetig, aber langsam ab: Seit 1975 verringerte sie sich von etwa 880 auf rund 550 bis Ende 1982. Zu diesem Zeitpunkt hatten schätzungsweise 600 bis 650 ehemalige Kollaborateure ihre bürgerlichen Ehrenrechte noch immer nicht wiedererlangt, wie eine Enquêtekommission des flämischen Parlaments nach dreijähriger Tätigkeit 1984 feststellte. (45)

Eine vermeintlich politisch korrekte Lösung hatte im April 1975 die Abgeordnete Nelly Maes vorgeschlagen, die zum sozialliberalen Flügel der Volksunie zählte: Amnestie sollte es demnach nur für jene Ex-Kollaborateure geben, die aus flämisch-nationalen Motiven gehandelt hatten. Den anderen, die sich von ideologischer Affinität zum Nationalsozialismus hatten leiten lassen, sollte sie versagt bleiben. (46)

Damit hätte die Vorläuferorganisation der Volksunie, der Vlaamsch Nationaal Verbond (VNV), nachträglich Absolution erfahren, im Gegensatz zu jenen, die unter deutscher Besatzung ihre schärfsten politischen Widersacher gewesen waren, Organisationen mit Namen wie Algemene SS Vlaanderen oder Deutsch-Flämische Arbeitsgemeinschaft (DeVlag). Hier hatten sich unter dem Protektorat der SS die fanatischen Nazis versammelt, die die Erfüllung des flämischen Schicksals darin sahen, in einem Großgermanischen Reich aufzugehen. Dagegen strebte der VNV auch in einem Europa unter deutscher Hegemonie ein Mindestmaß an nationaler und staatlicher Autonomie für die Niederlande an, ließ sich also im Sinne des Vorschlags der Volksunie-Politikerin Maes von flämisch-nationalen Motiven leiten. (47)

War also das Bild, das sich die Akteure der Kollaboration vom Nationalsozialismus gemacht hatten, geeignet, mildernde Umstände zu begründen, darauf lief Van Haegendorens Frage wohl hinaus. Sie blieb nicht unbeantwortet. Der Herausgeber der Zeitschrift „Broederband“, Jef Van Dingenen, hatte bereits 1968 an die überlebenden Anführer der Kollaboration appelliert, über ihre Motive öffentlich Rechenschaft zu geben: „Wie in 40/45 de moed had om duizenden op te roepen en aan te sporen om zich in te zetten, moet nu de moed hebben om te zeggen waarom hij dat deed.“ (48) Als die erwünschte Reaktion ausblieb, veröffentlichte Van Dingenen selbst zwei Jahre später in einem Doppelheft seiner Zeitschrift ein umfangreiches Rechtfertigungstraktat. (49) Nun wurde auch Van Haegendorens Appell in „Broederband“ bereitwillig kommentiert. (50)

Gemeinsam war diesen rund drei Jahrzehnte nach dem Krieg niedergeschriebenen Selbstzeugnissen aus dem Milieu flämischer Ex-Kollaborateure der gänzliche Mangel an historischer Reflexion. (51) Ihr Bild des Nationalsozialismus lief nach wie vor auf eine idealisierte Fiktion hinaus, zu der die in den denkbar düstersten Farben ausgemalte belgische Vorkriegsdemokratie den abstoßenden Kontrast darstellte. Der liberale Parlamentarismus erschien als ein System organisierter Korruption, gekennzeichnet durch Parteienhader, die völlige Abwesenheit von „Pflichtgefühl“ und „Verantwortungssinn“ und die reine Gier nach

Privilegien. Dahingegen sei der Nationalsozialismus nichts weiter gewesen als das Bestreben, die „bestehenden nationalen und sozialen Ungerechtigkeiten“ zu überwinden und eine Ordnung sozialer „Solidarität“ und „Gerechtigkeit“ auf der Grundlage der „eigenen Volksgemeinschaft“ zu errichten, womit er zugleich eine Alternative sowohl zum „verrotteten“ liberalen System wie zum Kommunismus geboten habe. (52)

Im Rückblick auf den Kriegsbeginn im Frühsommer 1940 erfuhr die einrückende deutsche Wehrmacht höchstes Lob für Disziplin und Höflichkeit. Dahingegen hätten sich Briten und Franzosen wie Vandalen aufgeführt. Dämonisiert wurde nicht zuletzt auch der belgische Staat: Er hätte nach Ansicht mancher Autoren für das, was er den Flamen angetan habe, auf die Nürnberger Anklagebank gehört. (53) Jef Van Dingenen beklagte das Schicksal einer Generation flämischer Nationalisten, die „für dieses Volk mehr Opfer gebracht“ habe als je eine andere zuvor, gleichwohl „mit einer mehr oder weniger verborgenen Vergangenheit leben“ müsse und doch allen Grund zum Stolz auf diese Vergangenheit hätte. (54)

Bemerkenswert bei alledem bleibt, dass die Akteure der Kollaboration auch nach Jahrzehnten noch leugneten, damals eine Diktatur angestrebt zu haben. Glaubt man ihren Selbstzeugnissen, hatten sie anstelle der „verrotteten“ lediglich eine andere Form der Demokratie im Auge, die sie mit den dem flämisch-nationalen Wortschatz der dreißiger Jahre entlehnten, einigermaßen vagen Begriffen „volksmedezeggenschap“ oder „volkscontrole“ umschrieben. (55) Die nationalsozialistischen Bekenntnisse führender Kollaborateure, erklärte nach dem Krieg einer der Beteiligten, der flämisch-nationale Jurist und Politiker Hendrik Borginon, seien zu über 90 Prozent „vollkommen unaufrichtig“ gewesen. Im Grunde sei darunter nicht mehr zu verstehen gewesen als dass jene, die solche Bekenntnisse ablegten, flämisch-national empfunden hätten und sozial eingestellt gewesen seien, „das war ihnen genug“. (56) Auch außerhalb des engeren Kreises ehemaliger Kollaborateure wurde die Frage nach ihren ideologischen Motiven gelegentlich erörtert und in der Regel dahingehend beantwortet, dass von einer authentisch nationalsozialistischen Gesinnung bei den allermeisten keine Rede habe sein können. Anderslautende Äußerungen während der Besatzungsperiode seien auf den Zwang der politischen Umstände zurückzuführen. (57)

An kritischen Stimmen auch unter den Ehemaligen fehlte es im Rückblick auf die Kollaborationsepisode nach dem Krieg dennoch nicht. So nannte Hendrik Borginon 1958 die Politik des Vlaamsch Nationaal Verbond unter deutscher Besatzung „auf der ganzen Linie verhängnisvoll“ und von vornherein zum Scheitern verurteilt. Selbst wenn sich ihre „falsche“ Prämisse, nämlich, dass Deutschland den Krieg gewinnen werde, bewahrheitet hätte, dann noch wären die flämischen Nationalisten „unvermeidlich zwischen zwei Stühlen“ gelandet. Der einstige Chefredakteur des VNV-Parteiorgans „Volk en Staat“ Jan Brans geißelte 1977 die Vertrauensseligkeit und Selbstüberschätzung der flämischen Nationalisten in der Kooperation mit der Besatzungsmacht, die einen politischen Misserfolg nach dem anderen gezeitigt hätten. Schon vor Kriegsende habe die flämische Kollaboration „totalen Schiffbruch“ erlitten. Der Irrtum ihrer führenden Ak-

teure sei gewesen, dass sie nicht gewusst hätten, was ein totalitäres Regime bedeutete. Sie bräuchten sich dessen aber nicht zu schämen, denn Millionen Deutsche hätten das, „bevor es zu spät war“, auch nicht gewusst. Die flämische Kollaboration sei ein Irrtum gewesen, ein Verbrechen nicht. (58)

Diese nachträgliche Selbstkritik bezog sich also ausdrücklich nicht auf den doch spätestens in der Rückschau offenbar gewordenen moralischen Makel, mit einem völkermörderischen Regime kollaboriert zu haben. Auch nicht darauf, dass eine Partei, nämlich der VNV, die unter demokratischen Bedingungen knapp 13 Prozent der flämischen Wählerstimmen auf sich hatte vereinigen können, stellvertretend für das „flämische Volk“ dessen Zukunft zu bestimmen sich anmaßte. Sie galt einzig der politischen Naivität der führenden Akteure, die der Besatzungsmacht einen Vertrauensvorschuss eingeräumt hatten, den diese dann nicht honorierte. Sie reflektierte insofern die Kritik der „großniederländischen Dissidenten“ in der flämischen Kollaboration, die verstärkt von 1943 an die Politik der Vorleistungen und Zugeständnisse an einen selbstsüchtigen Besatzer verurteilt hatten, eine prinzipielle Distanzierung vom Nationalsozialismus als politischem System aber hatten vermissen lassen. (59)

So viel zur Traditionspflege im Milieu der unmittelbar Beteiligten. Der wissenschaftliche Diskurs war derweil in den frühen siebziger Jahren in eine erste Zwischenbilanz eingemündet in Gestalt einer „Enzyklopädie der flämischen Bewegung“, die als Dokumentation von bis dahin knapp 140 Jahren flämischer Sprach-, Kultur- und Autonomiebestrebungen durchaus auch der Absicht diene, ein Geschichtsbild zu kodifizieren. Wie erschien in diesem Bild die Kollaborationsepisode?

Den einschlägigen Beitrag verfasste Manu Ruys, dessen Fazit lautete: „De collaboratie was in haar eerste fase een zoal niet verdedigbaar, dan toch begrijpelijk fenomeen.“ (60) Diese „erste Phase“ ließ Ruys, anders als später Robert Houben, freilich nicht bereits in der zweiten Jahreshälfte 1941 enden, als sich der europäische zum Weltkrieg ausweitete, sondern erst 1943. Bis dahin, meinte er, hätten „nicht wenige“ Kollaborateure auf einen unentschiedenen Kriegsausgang und einen Kompromissfrieden spekulieren dürfen, bei dem Flandern an der Seite des Dritten Reiches seine Interessen hätte geltend machen können. Als sich auch diese Hoffnung zerschlagen habe, hätten sie aus ihrer Verstrickung keinen Ausweg mehr gefunden. Der Rest des Krieges sei für die „Klarsehenden“ unter ihnen ein „Albtraum“ gewesen. Ruys sah die flämischen Kollaborateure also von der Aura tragischen Scheiterns unwittert, wobei freilich auch er genau nach der Reinheit der flämisch-nationalen Motivation unterschied. Für jene, die damals Flandern das Schicksal eines deutschen „Reichsgaus“ zugedacht hatten, die SS-affinen „großgermanischen“ Propagandisten, ließ er keine mildernden Umstände gelten.

Den Beitrag über Hendrik Jozef Elias, seit Oktober 1942 „Führer“ des kollaborierenden Vlaamsch Nationaal Verbond, verfasste Frans van der Elst, Mitbegründer und erster Vorsitzender der Volksunie, der Elias als junger Rechtsanwalt vor dem Militärtribunal verteidigt hatte. (61) Der Beitrag über den im April 1946 hingerichteten August Borms, der in beiden Weltkriegen mit der

jeweiligen deutschen Besatzungsmacht kollaboriert hatte, endete in einer die Grenzen wissenschaftlicher Prosa weit hinter sich lassenden Diktion: „August Borms was een man die zich liet leiden door een rotsvaste overtuiging en door idealisme. Hij heeft zich onbaatzuchtig in de strijd voor het rechtsherstel voor de Vlamingen geworpen. Hij was geen politicus, maar een man van de daad, het symbool van de Vlaamse strijd en de morele pijler die de Vlaamse Beweging van voor 1914 verbond met een nieuwe periode, die van het Vlaams-nationalisme.“ (62)

In solch rhetorischem Schwulst spiegelte sich natürlich auch das generelle Dilemma des apologetischen Diskurses, die Frage nämlich: Was wollte man eigentlich würdigen? Lediglich „felsenfeste“ Überzeugungen und „uneigennütigen“ Einsatz? War die Beschränkung aufs Akzidentelle, das Lob angeblich nobler Beweggründe, geboten, weil es an Essenziellem, an realen, positiv in die Zukunft wirkenden Errungenschaften nichts zu würdigen gab? In der Regel war dies wohl so. Wenngleich in der direkt oder indirekt durch die Dokumentarserie „De Nieuwe Orde“ angestoßenen Debatte der achtziger Jahre vereinzelt auch Stimmen laut wurden, die das Dilemma beherzt ignorierten, indem sie die Leistungsbilanz der Kollaboration in geradezu triumphalistischen Wendungen beschrieben.

„Was mijn vader een kollaborateur?“, fragte Mark Grammens 1985 sich und seine Leser und gab zur Antwort: „Ik denk het wel, ja. En ook denk ik dat hij gelijk had.“ (63) Vater Flor Grammens hatte in den dreißiger Jahren als „Sprachgrenzaktivist“, der mit Farbeimer und Pinsel durch die Gegend zog und französische Aufschriften übermalte, wo sie nach geltendem Recht auf flämischem Gebiet fehl am Platz waren, enorme Popularität und einen Sitz im Parlament erworben. Unter deutscher Besatzung stand er an der Spitze einer Kommission, die die Einhaltung der Sprachgesetzgebung in der zweisprachigen Hauptstadt Brüssel zu überwachen hatte und insbesondere dafür sorgte, dass Kinder aus flämischen Elternhäusern nicht mehr, wie es bis dahin weithin gängige Praxis war, regelwidrig auf französischsprachigen Schulen untergebracht wurden. Binnen kurzem stieg so in Brüssel der Anteil niederländischsprachiger Schüler von 19 auf 43 Prozent (64) und kam der Mechanismus, der in den Jahrzehnten zuvor die ursprünglich flämische Stadt französisiert hatte, vorübergehend zum Stillstand.

Hätte die Kommission nur vier Jahre mehr Zeit gehabt, die deutsche Besatzung also entsprechend länger gedauert, dann wäre Brüssel wieder eine flämische Stadt geworden, bilanzierte Sohn Mark später das väterliche Wirken. Für ihn war die Zeit des Zweiten Weltkrieges die einzige Periode der belgischen Geschichte, in der die Flamen eine ihrem demographischen Übergewicht entsprechende Machtposition im Staat besaßen, die „demokratischen Prinzipien“ also tatsächliche Geltung genossen hätten. (65)

Überhaupt sei damals, wie es Grammens empfand, Belgien endlich einmal ordentlich verwaltet worden, und zwar von flämischen Kollaborateuren. Diese hätten in ihren Ämtern eine Tatkraft und Effizienz an den Tag gelegt, wie sie weder zuvor noch seither jemals in belgischen Behörden zu erleben gewesen seien.

Da Arbeitslose zwangsweise in Deutschland beschäftigt worden seien, seien aus dem Stadtbild die Bettler verschwunden. Wer studieren wollte, habe zuvor ein Jahr lang Arbeitsdienst leisten müssen, „een verstandige en sociaal verantwoorde maatregel die thans alleen nog in de DDR in een gewijzigde vorm van toepassing is“ (66) – wobei diese Formulierung wiederum vermuten lässt, dass das politische Ideal des in den sechziger und siebziger Jahren des Kalten Krieges als Wortführer der Nato-skeptischen Linken geltenden Grammens jedenfalls nicht die liberale Demokratie westlichen Zuschnitts war.

Geradezu hymnische Formulierungen fand in der Debatte um „De Nieuwe Orde“ auch Lode Claes für die Errungenschaften der Kollaboration, die in seinen Augen ein „Ausbruch von Vitalität und Kreativität“ war. Erstmals sei eine bis dahin im belgischen Staat zurückgesetzte Gruppe auf angemessene Weise am politischen Prozess beteiligt worden und zu eigener Machtentfaltung gelangt. Der Einsatz von SS-Freiwilligen an der Ostfront sei seit Jahrhunderten die erste bedeutsame militärische Leistung Flanderns gewesen. Die belgische Verwaltung habe in den Händen kollaborierender flämischer Nationalisten besser, integrer und fähiger agiert als jemals zuvor oder danach, die wirtschaftliche Kollaboration die Grundlagen für die Modernisierung und den ökonomischen Aufschwung Flanderns nach dem Krieg geschaffen. Eine Minderheit habe hier eine „kollektive Leistung“ abgeliefert, die nur noch zu vergleichen sei mit jener der katholischen Weltmission. (67)

Was die politischen Antipoden Claes und Grammens miteinander verband, war die Wertschätzung der Besatzungszeit als einer Periode, in der die Flamen die ihrer Bevölkerungszahl angemessene Machtfülle ausgeübt hätten, und die Überzeugung, dass darin auch die Lösung des belgischen Nationalitätenproblems generell zu finden wäre: Kraft ihres demographischen Übergewichts waren die Flamen berufen, im belgischen Staat über die Frankophonen zu herrschen. Den stattdessen seit 1970 beschrittenen Weg der allmählichen föderalen Umgestaltung Belgiens in einer Abfolge politischer Kompromisse lehnten Grammens wie Claes vehement ab.

Für Grammens taugte der Föderalismus lediglich zum Schutz von Minderheiten und war insofern zur Wahrnehmung flämischer Interessen ungeeignet. Hingegen diene er den Frankophonen, um das Gewicht der flämischen Mehrheit in Belgien politisch zu neutralisieren. (68) Claes verwarf den Föderalismus als „Strategie der Niederlage“, deren Befürworter er ebenso von Herzen verachtete wie er für die „selbstverklärende“, „sublimierende“ Version der Kollaborationsvergangenheit, den Versuch also, die Akteure mit dem Hinweis auf deren „uneigennützig“ Motive zu rechtfertigen, nichts als Geringschätzung empfand, weil der resolute Griff nach der Macht in seinen Augen keiner Rechtfertigung bedurfte. (69) Zu solch ruchloser Konsequenz freilich mochte sich auch im flämisch-nationalen Milieu sonst kaum jemand versteigen.

Im Jahr 1983 legte der Historiker Karel Van Isacker, übrigens einer der sieben Gelehrten, die dem Fernsehmann De Wilde zur Seite gestanden hatten, den zweiten, die Periode von 1914 bis 1980 umfassenden Teil einer zweibändigen Geschichte Belgiens unter dem Titel „Mijn land in de kering“ vor. Er beschrieb

darin den Prozess der Moderne als Verlustgeschichte, als das Drama einer stetig fortschreitenden Einbuße an moralischer wie ästhetischer Qualität. (70)

Inmitten dieses Dekadenzszenarios freilich identifizierte Van Isacker eine Gruppe von Akteuren, denen er zutraute, sich dem Niedergang entgegenzustemmen. Er nannte sie die „Generation der Idealisten“. Gemeint waren die zu Beginn des 20. Jahrhunderts Geborenen, deren erste prägende Kindheitserfahrung der Erste Weltkrieg und seine Nachwirkungen waren, und aus denen sich die flämisch-nationale, katholische Jugend- und Studentenbewegung der Zwischenkriegszeit rekrutierte.

Was die „Idealisten“, wie Van Isacker sie beschrieb, motivierte, war der Widerwille gegen ein „verkommenes politisches System“ und die „Verderbnis des Volkes durch den Materialismus“. Es war der Wunsch, das „reine christliche Flandern“ zu bewahren. Die „Idealisten“ träumten von einer „neuen Ordnung“, in der an die Stelle des Individualismus der „Gemeinschaftsgedanke“ treten, und es nicht mehr auf Reichtum oder „Parteiclubs“, sondern nur noch auf die „einfachen guten Menschen“ ankommen sollte. „Durch ihren Glauben und ihre Lebenskraft“ sei diese Generation „wahrscheinlich die schönste aus unserer Geschichte“ gewesen. (71)

Der „Idealismus“ dieser Generation war nach Van Isackers Verständnis so etwas wie ein geistiger Humus, auf dem unterschiedliche Blüten gedeihen konnten. Derselbe Geist des „weltfremden Enthusiasmus und Opfersinns“ habe flämische Nationalisten, literarische „Bilderstürmer“ und linke Gesellschaftsveränderer inspiriert, zahllose Priesterberufungen an den katholischen Schulen Flanderns hervorgebracht, in den dreißiger Jahren tausende junge Leute zur Verteidigung der spanischen Republik in die Internationalen Brigaden geführt und schließlich in den Vierzigern rund 20.000 SS-Freiwillige zum Kampf gegen den „Bolschewismus“ an die Ostfront getrieben, von denen die Hälfte ihren Einsatz mit dem Leben bezahlt habe. (72) Das Bestreben, den ersehnten „Gemeinschaftsgedanken“ politisch Gestalt annehmen zu lassen, habe die „Idealisten“ empfänglich gemacht für die gleichgestimmten Impulse aus Faschismus und Nationalsozialismus sowie schließlich für die Verlockung der Kollaboration, mit der sie sich indes am Ende im Lager der Besiegten wiedergefunden hätten. Daran seien sie zugrunde gegangen. (73)

Die Politik der bedingungslosen Unterstützung des Dritten Reiches durch kollaborierende flämische Nationalisten würdigte Van Isacker einerseits als „uneigennütigen Radikalismus“, der im Vergleich zum „gebräuchlichen politischen Geschacher“ seinen Charme habe. Mit den verheerenden Ergebnissen ging er im Übrigen recht ungnädig ins Gericht. (74) Ausführlicher, als dies bis dahin sonst in der flämischen Geschichtsschreibung dieser Epoche geschehen war, behandelte er die Verfolgung der Juden und den Anteil, den flämische Antisemiten daran hatten. Er nannte sie „das abstoßende Gesicht der Kollaboration“. (75)

Das Bild, das er von der „Generation der Idealisten“ entworfen hatte, mochte er dadurch indes nicht trüben lassen. (76) Der „Untergang dieses starken Geschlechtes“, klagte er, habe eine Lücke hinterlassen, die nie mehr habe gefüllt werden können. Er mahnte, angesichts der dunklen Seiten das „Edle in der

Kollaboration“ nicht aus den Augen zu verlieren, und sprach im Rückblick auf die Epoche generell von den „schönen, tragischen Jahren“, denen nichts weiter gefolgt sei als der platte Materialismus einer geistlosen, allen „echten Werten“ entfremdeten Konsumgesellschaft. Für Van Isacker in einem Wort: die „Amerikanisierung“. (77)

Van Isackers Eloge auf den „Idealismus“ kollaborierender flämischer Nationalisten wurde von den Betroffenen dankbar aufgenommen. Endlich einmal eine Darstellung, in der es um mehr gehe als die politische Bilanz der Kollaboration oder die Frage, wer am Ende auf der Seite der Sieger gestanden habe, nämlich um Glauben, Hoffnung, die wahren Absichten und die Opfer der Beteiligten, jubelte die Redaktion der Veteranenzeitschrift „Broederband“, die eine Anthologie der aus ihrer Sicht erfreulichsten Passagen des Buches abdruckte. (78)

Im apologetischen Diskurs der Nachkriegsjahrzehnte war der Verweis auf den „Idealismus“ der Betroffenen die Rückzugslinie einer großen Mehrheit der Wortführer, die sich anders als etwa Claes oder Grammens nicht erkönnen mochten, die politische Bilanz der Kollaboration zu verteidigen, ihre Legitimität aber dennoch nicht in Frage stellen lassen wollten. Es war die gewissermaßen minimalistische, defensive Position, wo Claes oder Grammens offensiv argumentierten. Dabei schien, um die Untadeligkeit der Akteure ins rechte Licht zu setzen, gelegentlich kaum ein Begriff emphatisch genug: „Volksliebe“, „Uneigennützigkeit“, „Edelmut“, „Opfersinn“ waren in diesem Zusammenhang gängige Vokabeln. (79)

Der flämische „Idealist“, wie ihn seine Lobredner noch nach vier Jahrzehnten beschrieben, war ein Gegner der parlamentarischen Demokratie und des Parteienpluralismus. Er verachtete den belgischen Staat und imaginierte das „flämische Volk“ als eine organische, beseelte und insofern der natur-, nicht der sozialgeschichtlichen Sphäre angehörende Wesenheit. Nicht zuletzt war er ein integristischer Katholik, wenn auch nicht unbedingt im Sinne einer besonderen Treue zur kirchlichen Hierarchie, die als Teil des verabscheuten belgischen Establishments wahrgenommen wurde.

Legitimations-Strategien

Der belgische Industriemagnat André Leysen, der als Heranwachsender der flämischen Hitlerjugend angehörte und vom Herbst 1944 an im Gefolge einer nationalsozialistischen flämischen „Exilregierung“ einige Monate lang durch das Chaos des kollabierenden Dritten Reiches irrte, beschreibt in seinen Kriegserinnerungen, wie ihm nach glücklich gelungener Heimkehr im Mai 1945 ein demokratisches Damaskuserlebnis widerfuhr. Es geschah, als ihm erstmals Fotos aus deutschen Konzentrations- und Vernichtungslagern zu Gesicht kamen, die nach deren Einnahme durch die Alliierten entstanden waren. Ihm war, schreibt Leysen, als wäre ihm schlagartig der feste Boden unter den Füßen weggesackt. Ein Schock wie bei einem Erdbeben. Er sei bis zu diesem Augenblick überzeugt gewesen, in den Kriegsjahren auf der Seite des Guten gegen das Böse gestanden

zu haben. Jetzt habe er erfahren müssen, wie alle Jugendideale in einem Moment „in Schutt und Asche“ fielen. (80)

Warum war der damals gerade noch 17-jährige Leysen zu dieser jähren Einsicht fähig, während zahllose andere Kollaborateure jahrzehntelang an den „Idealen“ ihrer Jugend festhielten? Warum empfand ein Jef Van Dingenen es geradezu als Zumutung, ehemalige Parteigänger des Nationalsozialismus auch für dessen Verbrechen in Mithaftung zu nehmen, und machte dagegen geltend, dass er sich nicht der Judenverfolgung oder der Konzentrationslager wegen auf Seiten der Besatzungsmacht engagiert habe, und dass im Übrigen flämische Kollaborateure nicht für die Untaten ihrer deutschen Bündnispartner verantwortlich seien? (81) Woher kam die Entschiedenheit, mit der Lode Claes statuierte, wer den einstigen Unterstützern des Dritten Reiches die Nazigreuel vorhalte, müsse auch „den Kommunisten und ihren Alliierten im anderen Lager“ den Gulag zurechnen? (82)

Die Antwort muss wohl lauten: Für das alles bedurfte es einer beherzten Verdrängungsleistung, und zwar in mindestens zweierlei Hinsicht. Zum einen galt es, um das Odium der Täterschaft abzuwerfen, eine flämische Opfererzählung zu konstruieren, in der die Täterrolle dem belgischen Staat zufiel. Um andererseits das Odium der Komplizenschaft mit einem kriminellen Regime zu tilgen, war die in der Nachkriegsöffentlichkeit so gut wie einhellige Wahrnehmung eines moralischen Gefälles zwischen den Konfliktparteien des Zweiten Weltkrieges nach Möglichkeit zu entkräften. Dass die westlichen Alliierten für die Sache der Menschen- und Freiheitsrechte standen, die Achsenmächte und ihre Unterstützer indes für das Gegenteil, dieser Gründungskonsens der europäischen Demokratien nach 1945 stand damit zur Diskussion.

Mit besonderem Nachdruck argumentierte in diese Richtung Mark Grammens, für den der Zweite Weltkrieg in seinem Ursprung nichts weiter als ein Konflikt zwischen dem „revanchistischen“ Imperialismus Deutschlands und dem „konservativen“ Imperialismus Englands und Frankreichs war. Der deutsche Überfall auf Polen habe den Westmächten dabei nur als fadenscheiniger Vorwand gedient. Im Übrigen sei dieses Polen, um dessentwillen dann Millionen in den Tod getrieben worden seien, damals eine höchst unerquickliche Diktatur und das antisemitischste Land in Europa gewesen. (83)

Ein persönliches Argument kam hinzu. Aus seiner Kindheit hatte Grammens noch ein Geräusch im Ohr, das „abscheuliche Gebrumm“ der alliierten Bomberflotten, die Nacht für Nacht auf dem Weg zu „irgendeinem Verbrechen“ über Brüssel hinwegzogen. (84) Verbrechen auf der einen, Verbrechen auf der anderen Seite: So gesehen war von einem moralischen Gefälle in der Tat nichts mehr zu erkennen. (85)

Überhaupt trachtete Grammens den historischen Ausnahmecharakter des Nationalsozialismus nach Kräften zu relativieren. Dieser sei im Prinzip „keine kriminelle Verirrung“, sondern ähnlich dem Stalinismus „eine von vielen möglichen Formen des politischen Sozialismus“ gewesen. Nichts weiter als ein System, das die „massenhafte Teilhabe des Volkes an der Dynamik der Regierung“ auf anderem als parlamentarisch-demokratischem Wege angestrebt habe. In ge-

wissem Sinne sei Hitler mithin das „vorläufige Endprodukt einer europäischen proletarischen Revolution“ gewesen. (86)

Was also sollte gegen die Kollaboration mit einem solchen Regime, nachdem es 1940 auf dem europäischen Kontinent die Oberhand behalten zu haben schien, einzuwenden gewesen sein? „In een oorlog tussen grote mogendheden moeten kleine landen geen ander doel nastreven dan het gebeuren te overleven, en kollaboratie bestond voor een groot deel uit niets anders dan precies dat.“ (87) Im Sinne dieser Definition war, so Grammens, jeder Bäcker, der unter deutscher Besatzung weiter Brötchen auslieferte, ein Kollaborateur. Und in diesem Sinne war auch sein Vater einer, der unter deutscher Besatzung das Sprachregime in Brüssel überwachte, obwohl er im Übrigen, wie der Sohn betonte, die Politik des Vlaamsch Nationaal Verbond, insbesondere den militärischen Einsatz an der Ostfront, abgelehnt habe. (88)

In dieser generalisierten Bedeutung freilich büßte der Kollaborationsbegriff an inhaltlicher Prägnanz doch erheblich ein, für jene, die ihn so gebrauchten, ein offenbar beabsichtigter Effekt. Die „einzigartige Chance“, in Belgien die Rolle zu spielen, die ihm zukam, schrieb Grammens, habe Flandern der Kollaboration mit Deutschland zu verdanken gehabt, das den Krieg indes verlor. Seinerseits habe das „belgische Establishment“ die Chance, Flandern erneut zu „marginalisieren“, durch die Kollaboration „mit den Regimen von Roosevelt, Churchill und nicht zu vergessen Stalin“, den Siegern, gewonnen. In beiden Fällen meinte Grammens unterschiedslos eine „Kollaboration mit fremden Mächten“ erkennen zu können. (89) Den Sieg der Westalliierten in Europa, wie seit 1944 üblich, als „Befreiung“ zu bezeichnen, weigerte er sich folglich mit Nachdruck. Aus seiner Sicht war lediglich die deutsche durch eine amerikanische Herrschaft ersetzt worden: „Beide heerschappijvormen werden met de wapens afgedwongen, en dus heb ik, konsekwent, de onderwerping aan Amerikaanse belangen steeds kollaboratie genoemd.“ (90)

Nicht weniger vehement bekannte sich Lode Claes zu einer strikten normativen Indifferenz. In der Politik, erklärte er, sei lediglich zwischen „Mächtigen“ und „Machtlosen“, in der Geschichte nicht weiter als zwischen „Siegern“ und „Besiegten“ zu unterscheiden. (91) Und wenn Jef Van Dingenen in seiner Zeitschrift „Broederband“ Kollaboration und Widerstand nachträglich immer wieder auf den gemeinsamen Nenner des „Idealismus“ zu bringen trachtete, indem er beiden attestierte, aus „Liebe“ zum „flämischen Volk“ gehandelt zu haben, und als einzigen Unterschied die jeweils gegensätzliche Beurteilung der politischen Lage und der daraus resultierenden Prioritäten gelten ließ (92), so äußerte sich darin dieselbe Tendenz zur normativen Nivellierung.

Im Übrigen definierte Van Dingenen die „Idee der Kollaboration“ generell in einer sehr spezifischen Weise, nämlich als „Zusammenarbeit mit den Machthabern des Augenblicks, um Flandern besser zu dienen“. In diesem Sinne sei die Kollaborationsneigung dem flämischen Nationalismus, zumindest dessen „pragmatischem Flügel“, seit jeher inhärent gewesen. Zum Beleg dieser These berief sich Van Dingenen auf das föderalistische Programm, das die damalige flämisch-nationale Frontpartei bald nach ihren ersten spektakulären Wahl-

erfolgen 1928/29 entwickelt und schließlich als Gesetzentwurf im Parlament eingebracht hatte, womit sie zugleich auf die Forderung nach Unabhängigkeit Flanderns verzichtet habe. Ferner auf die „massenhafte“ Beteiligung flämischer Nationalisten an Provinzial- und Gemeindeverwaltungen in der zweiten Hälfte der dreißiger Jahre sowie schließlich auf das unter dem Etikett einer „flämischen Konzentration“ 1936 geschlossene zeitweilige Kooperationsabkommen zwischen VNV und katholischer Partei. In all diesen Fällen habe es sich ebenfalls um „Kollaboration“ gehandelt, und zwar mit „Belgien“. Van Dingenen knüpfte daran die Überlegung, ob aus flämisch-nationaler Sicht die Kollaboration mit „Belgien“, das sich seit über einem Jahrhundert als „Feind“ Flanderns erwiesen habe, nicht ein viel größerer Verrat gewesen sei als die Kollaboration mit der deutschen Besatzungsmacht, von der man zumindest zu Beginn noch nicht habe wissen können, ob sie sich feindlich oder freundlich zeigen werde. (93)

Man kann es frappierend finden, dass der Ex-Kollaborateur Van Dingenen noch ein Vierteljahrhundert später den demokratischen Parteienpluralismus nicht anders zu interpretieren wusste als in Kategorien des Bürgerkriegs zwischen „Flandern“, repräsentiert ausschließlich durch die flämisch-nationale Partei, und „Belgien“, repräsentiert durch alle übrigen politischen Kräfte. Abgesehen davon zeigt sich auch in dieser Argumentation das Bestreben, den Kollaborationsbegriff seines normativen Gehalts möglichst zu entleeren.

Ihr moralisch hoch aufgeladenes Gegenstück fand diese Betrachtungsweise in einem über Jahrzehnte anhaltenden Diskurs, der auf die These hinauslief, die flämische Kollaboration sei ohnehin vor der Geschichte gerechtfertigt, nämlich durch ihren Opferstatus. Sie konnte diesen genau besehen in gleich zweierlei Hinsicht für sich reklamieren. Während des Krieges als Opfer einer heimtückischen Besatzungsmacht, die in einem fort politische Vorleistungen kassierte, ohne sich jemals zu einer erhofften Gegenleistung zu bequemen. Nach dem Krieg als Opfer eines „rachsüchtigen“ Belgien.

Mark Grammens erinnerte sich, wie er als Elfjähriger am 10. September 1944 wenige Tage nach dem Einzug der Alliierten in einer Brüsseler Straßenbahn von einem wildfremden Fahrgast geohrfeigt wurde, weil er mit einem Freund Niederländisch gesprochen hatte: „Het was mijn eerste kennismaking met de realiteit van de bevrijding.“ Im Juni 1945 habe er erleben müssen, wie ein bewaffneter Lynchmob sein Elternhaus stürmte, alles kurz und klein schlug, Feuer legte, seine Mutter und ihn bespuckte und mit Gegenständen bewarf und sie unter Beschimpfungen und Schlägen auf die Straße trieb. Tagelang habe er sich im Wald versteckt, sei später hungernd und bettelnd durch Brüssel geirrt. (94)

Karel van Isacker beschrieb nach Augenzeugenberichten die Misshandlungen inhaftierter Kollaborateure in belgischem Gewahrsam in Bildern, die den Vergleich mit Zuständen in nationalsozialistischen Konzentrationslagern geradezu aufdrängten. Wie Gefangene an Seilen in die Höhe gezogen und immer wieder zu Boden fallen gelassen wurden. Über Eisentreppen abwärts geschleift, so dass der Kopf auf jeder einzelnen Stufe aufschlug. Kopfunter aufgehängt und mit Schlägen traktiert. All dies ein Beweis, dass Sadismus kein „SS-Monopol“

gewesen sei, formulierte Van Isacker explizit. (95) „De weerstanders volgden het voorbeeld van de nazi's; in ieder dorp, gemeente of stad hadden zij hun eigen concentratiekampje“, klagte über drei Jahrzehnte später auch einer der damals Betroffenen. (96)

Die Erinnerung an die Ausbrüche des Volkszorns und die Verfolgung der Kollaborateure nach dem Ende der Besatzung lieferte den Stoff für die flämische Opfererzählung. Ihr inhaltlicher Kern war die These, den belgischen Militärstaatsanwälten und -richtern sei es damals nicht um die Aburteilung einzelner Delinquenten gegangen, sondern um nicht weniger als die Vernichtung Flanderns, zumindest des flämischen Nationalismus, den dessen Akteure mit dem „flämischen Volk“ freilich gerne gleichsetzten. Um eine Art Genozid also. (97)

Von einem „bestialischen antiflämischen Pogrom“ sprach Van Isacker; von „Terror“ mit dem einzigen Zweck, eine ganze flämische Generation mit Furcht und Schrecken zu erfüllen, Mark Grammens. Und der Journalist Louis De Lentdecker, der als junger Gerichtsreporter zahlreiche Kollaborationsprozesse erlebt hatte, urteilte, der Hass gegen alles, was flämisch war, habe damals „monströse Formen“ angenommen. (98)

Das Vehikel, mit dem diese Erzählung über Jahrzehnte hinweg in die Nachkriegszeit transportiert wurde, war die nie eingelöste, dafür mit umso größerem Nachdruck immer wieder vorgetragene Forderung nach Amnestie für verurteilte Kollaborateure. Bereits seit den späten vierziger Jahren traten christdemokratische Politiker, christliche Gewerkschafter, flämische Kulturvereine, die Studentenbewegung, nicht zuletzt der erneut parteipolitisch organisierte flämische Nationalismus, sogar der Verband flämischer Widerstandskämpfer in periodischen Kampagnen als Wortführer des Schlussstrichdiskurses auf. Vielfach betonten die Initiatoren dieser Kampagnen, so 1976 ein Kreis christlicher Intellektueller, der zum 25-jährigen Thronjubiläum des belgischen Königs Baudouin mit einem Amnestiemanifest an die Öffentlichkeit ging, dass es ihnen nicht darum zu tun sei, die Kollaboration gutzuheißen, geschweige denn zu verherrlichen. (99)

Es konnte allerdings nicht ausbleiben, dass die durch solche Kampagnen erzeugte Empathie mit dem Leidensschicksal der Kollaborateure in einer nicht betroffenen und unbelasteten Generation sich hier und da schließlich auch auf deren politisches Projekt, zumindest dessen Beweggründe, erstreckte. Manche Ex-Kollaborateure waren sich dieser Wirkung durchaus bewusst. Die Amnestieforderung, formulierten sie, sei ein „immer schärferes Schwert“ im Kampf gegen die „belgischen Machthaber“ für „Recht und Gerechtigkeit“. (100) Belgien als „Täter“: Einer Gesellschaft, die Opfer mit Schuldgefühlen belaste, ermangele es an „menschlicher Qualität“, urteilte Grammens. Der Historiker möge immer den Opfern das erste Wort lassen – „und gerne auch das letzte“ (101)

Mit dem Ende des Dritten Reiches hatte sich auch der Nationalsozialismus als ideologisches System erledigt. Auf den Wertekanon, der in den zurückliegenden zwölf Jahren sinnstiftend hatte wirken sollen, konnte sich fortan in Deutschland niemand legitimer Weise noch berufen. Wer es dennoch tat, ver-

fiel gesellschaftlicher Ächtung. Nicht viel anders erging es in westeuropäischen Nachbarländern wie Frankreich oder den Niederlanden jenen, die aus Opportunismus oder ideologischer Affinität mit der Besatzungsmacht kooperiert hatten. Mit ihnen wurde kurzer Prozess gemacht. Eine Handvoll führender Kollaborateure wurde exekutiert und damit demonstrativ aus einer ansonsten nach herrschendem Nachkriegskonsens im Widerstand geeinten Nation ausgeschieden. Es dauerte ein halbes Jahrhundert, bis dieses Geschichtsbild allmählich in Frage gestellt wurde, und die Einsicht Raum gewann, dass die Kollaboration in den Gesellschaften der besetzten Länder doch eine weitere Resonanz gefunden hatte als das patriotische Gedächtnis hatte wahrhaben wollen. (102)

In diesem Kontext war Flandern insofern ein Sonderfall, als hier die Kollaboration in womöglich geringerem Maße als anderswo im besetzten Westeuropa allein durch Opportunismus oder ideologische Affinität, die politische Konjunktur der dreißiger und frühen vierziger Jahre also, motiviert war. Die Mentalität, die die „Generation der Idealisten“ beseelte und viele von ihnen bis an die Ostfront trieb, war ein Amalgam aus flämischem Nationalismus und katholischem Integrismus. Beide Werthorizonte besaßen ihre Gültigkeit lange vor und auch nach der deutschen Besetzung Belgiens und dem Desaster des Dritten Reiches. Mit allgemeiner gesellschaftlicher Ächtung hatte jedenfalls nicht zu rechnen, wer sich zur Begründung seines Engagements auf Seiten der Besatzungsmacht nachträglich auf seine flämischnationale Überzeugung berief oder auf die Notwendigkeit der Verteidigung des christlichen Abendlandes.

So musste auch in Flandern fast ein halbes Jahrhundert vergehen. Allerdings nicht für das öffentliche Eingeständnis, dass die Kollaboration weiter in die Gesellschaft hineingewirkt hatte als dem patriotischen Selbstbild jahrzehntelang zuträglich erschienen war. Sondern um einen die gesamte Gesellschaft umfassenden Konsens über die prinzipielle Fragwürdigkeit der Kollaboration als eines antidemokratischen Projekts überhaupt erst herzustellen.

Zwar hatte der flämische Nationalismus, weithin kompromittiert, wie er war, nach dem Ende der Besatzung fürs Erste parteipolitisch ausgespielt. Das Programm, dem er seine Existenz verdankte, nämlich in einem von frankophonen Eliten dominierten Belgien dem flämischen Bevölkerungsteil kulturelle und politische Autonomie zu sichern, hatte sich indes keineswegs erledigt. In den ersten Jahren versuchten sich die Christdemokraten der verwaisten flämischnationalen Klientel anzunehmen, indem sie etwa wiederholt darauf drängten, die Repressionsgesetzgebung zu entschärfen und 1949 durch das Angebot aussichtsreicher Listenplätze namhafte Vertreter des flämischen Vorkriegsnationalismus gewissermaßen adoptierten. (103) Bei der Parlamentswahl des folgenden Jahres und erneut 1958 erzielten sie in Flandern Stimmenanteile von um die 60 Prozent.

Auf Dauer freilich konnten die Christdemokraten nicht verhindern, dass sich der flämische Nationalismus parteipolitisch reorganisierte. Die Gründer und maßgeblichen Vertreter der 1954 ins Leben gerufenen Volksunie (104) waren persönlich durch die Kriegsvergangenheit unbelastet, gleichwohl durch den eigenen programmatischen Anspruch prädestiniert als Adressaten für Ostfrontveteranen und verbitterte Repressionsopfer. Diese fanden in der neuen Partei einen

politischen Resonanzraum und nicht zuletzt auch ein Legitimations-Reservoir: Während nämlich die Kollaborateure anderswo in Westeuropa, die Quislings, Musserts und Daladiers, nach dem Krieg als Vaterlandsverräter dastanden, galt Verrat an „Belgien“ in flämisch-nationalen Augen als Ausweis besonderer Treue zu „Flandern“.

In der spezifischen Verbindung mit antibelgischen Reflexen konnte auch der hermetische Katholizismus, der in der Zwischenkriegszeit Teile der Gesellschaft, nicht zuletzt der jungen Generation, Flanderns prägte, seine Brisanz als Katalysator späterer Kollaborationsneigungen entfalten. Im äußeren Erscheinungsbild, den Methoden der Massenmobilisierung wie in manchen Aspekten ihrer geistigen Orientierung wiesen die kirchlich dominierten Jugendorganisationen dieser Jahre Ähnlichkeiten auch mit zeitgenössischen faschistischen Bewegungen auf. (105)

Ihre Aufmärsche und Kundgebungen waren zum Teil von paramilitärisch anmutendem Gepränge. Sie entboten mit gestrecktem rechtem Arm den „Römischen Gruß“. Die aus der Publizistik des Dritten Reiches rezipierte Volksgemeinschaftsideologie, soweit sie soziale Befriedung und die Überwindung der Klassengegensätze verhieß, wurde im Überschwang als Analogie zu Ideen der katholischen Soziallehre gedeutet. (106) Ein Übriges tat ein extremer Antikommunismus, der sich unter dem Eindruck der Kirchenverfolgungen im Spanischen Bürgerkrieg weiter radikalisierte. Von dissidenten Einzelstimmen abgesehen, stand die katholische Öffentlichkeit Flanderns während der gesamten Kriegsdauer in ihrer großen Mehrheit fest an der Seite des aufständischen Generals Franco. (107) Als antikommunistischer Wanderprediger, dessen Rhetorik den Appell zum bewaffneten Kampf nicht scheute (108), fand auch der flämische Dominikanerpater Felix Morlion eine gläubige jungkatholische Gemeinde.

Dem geistigen Zuschnitt faschistischer Bewegungen der Zeit kam nicht zuletzt die erhebliche Dosis Antiliberalismus und Demokratieverachtung nahe, die sich auch in Teilen des katholischen Milieus, und hier wiederum namentlich in der radikalisierten Jugend, fanden. Dass ein „wirklich gelebtes Christentum“ gut auch ohne Parteien und „Staatsdemokratie“ auskomme, dieser Ansicht war noch Jahrzehnte später einer der damaligen Zeitzeugen. (109) Die Distanz zum liberalen System ging dabei Hand in Hand mit der Distanz zum liberal verfassten belgischen Staat, die sich mit entsprechendem Willen aus der naturrechtlichen Prägung der katholischen Lehre durchaus ableiten ließ: Das „Volk“ als Schöpfung Gottes war demnach gegenüber dem „Staat“ als einem reinen Menschenwerk die höherwertige und mit vorrangigem Anspruch auf Loyalität ausgestattete Kategorie.

Das Verhältnis zur kirchlichen Hierarchie blieb von diesem Ressentiment radikalisierten Kleriker und Laien nicht unberührt. So wurden auch die lehramtlichen Verurteilungen des Nationalsozialismus von manchen ignoriert, in deren Augen die Bischöfe doch nichts anderes waren als Repräsentanten des belgischen Systems. (110)

Wer als Jugendlicher in der Zwischenkriegszeit in diesem Denken sozialisiert war und sich dabei als treuer Katholik empfand, blieb davon geprägt. Und

noch Jahrzehnte später fand die umstrittene Fernsehserie „De Nieuwe Orde“ in kaum einem anderen Punkt mehr Empörung als dort, wo mögliche Zusammenhänge zwischen den antikommunistischen Predigten vor dem Krieg und dem späteren Engagement junger flämischer Katholiken an der Ostfront zur Sprache kamen. Die Kritik am Wirken kirchlicher Amtsträger erschien manchen nicht hinnehmbar, die andererseits für die Option, das Abendland in den Reihen der Waffen-SS zu verteidigen, viel Verständnis aufbrachten. (111)

Durch die Debatte um „De Nieuwe Orde“ wurde erstmals in einer breiteren Öffentlichkeit der Umstand thematisiert, dass noch zu Beginn der achtziger Jahre in Flandern ein keineswegs marginales Milieu existierte, in dem die Kollaboration mit dem Dritten Reich als eine gewiss problematische, aber doch diskutable politische Option galt, und der Versuch einer kritischen Aufarbeitung vehementen, pauschalen Widerspruch fand. Zugleich hat diese Debatte zum überfälligen Wandel im geschichtspolitischen Diskurs zweifellos beigetragen, ihn womöglich auch erheblich beschleunigt. Gegen Ende des Jahrzehnts jedenfalls ließ sich sagen, dass sich in der Perzeption der flämischen Kriegs- und Nachkriegsvergangenheit eine kritische Neubewertung irreversibel durchzusetzen begann.

Verschiedene Faktoren wirkten daran mit. Zum einen hatte der Prozess der Entkirchlichung, der im europäischen Vergleich verspätet, dafür mit umso größerem Nachdruck in der zweiten Hälfte der sechziger Jahre eingesetzt hatte, nach gut zwei Jahrzehnten die Gesellschaft insgesamt erfasst. Das katholische Traditionsmilieu, in dem Verhaltens- und Denkmuster aus der Vorkriegszeit konserviert geblieben waren, löste sich damit zusehends auf. (112)

Zu Beginn der neunziger Jahre geriet überdies der flämische Nationalismus in eine Legitimationskrise. Das hatte einerseits mit dem parteiübergreifend schockartigen Entsetzen über den jähen Aufstieg des rechtspopulistischen Vlaams Blok zu tun, der bei der belgischen Parlamentswahl im November 1991 seinen Stimmenanteil in Flandern auf über elf Prozent fast vervierfacht und die Volksunie erstmals knapp hinter sich gelassen hatte. (113) Zum anderen schien das blutige Schauspiel der jugoslawischen Sezessionskriege, das einer erschrockenen westeuropäischen Öffentlichkeit vor Augen führte, welche Konsequenzen romantisch inspirierte Sprach- und Volkstumsbestrebungen im Extremfall zeitigen konnten, auch die Legitimität der flämischen Bewegung nachträglich in Frage zu stellen. (114)

Vor allem aber war der seit Ende der achtziger Jahre zu beobachtende Umschwung im flämischen Vergangenheitsdiskurs auch darauf zurückzuführen, dass die Erlebnisgeneration der in den Zwanzigern und frühen Dreißigern Geborenen, deren Jugend von der Erfahrung des Vorkriegsnationalismus, der Kollaboration und Repression geprägt war, und die noch über Jahrzehnte hinweg das Geschichtsbild weiter maßgeblich mitbestimmt hatte, aus dem aktiven Leben ausschied. Der Streit um „De Nieuwe Orde“ war, wie sich herausstellte, das letzte Gefecht der alten Garde gewesen.

Eine junge Historikergeneration setzte den Paradigmenwechsel in der Geschichtsschreibung der flämischen Bewegung durch. Als maßgebliches Bewer-

tungskriterium galt jetzt nicht mehr Gesinnung ohne Ansehen der politischen Folgen, vielmehr die Frage, inwieweit das Handeln der historischen Akteure mit demokratischen und rechtsstaatlichen Prinzipien vereinbar gewesen war. Gemessen daran erschien manch flämischer „Idealist“ der dreißiger und frühen vierziger Jahre auf einmal in erschreckend fahlem Licht, und manche These der apologetischen Literatur entpuppte sich als fromme Legende.

Im Licht einer neuen kritischen Forschung wurde deutlich, dass bereits der Gründungskonsens des Vlaamsch Nationaal Verbond im Jahre 1933 auf der „Kapitulation“ der demokratischen Nationalisten vor den Verfechtern eines autoritären Politik- und Gesellschaftsmodells beruht hatte, und dass die maßgeblichen Protagonisten der Partei sich zu keinem Zeitpunkt als Akteure in einem System des demokratischen Pluralismus verstanden, was die Bereitschaft zu Kompromissen und Koalitionen unterstellt hätte, sondern durchweg auf eine illusionäre Machtergreifungsstrategie setzten, zu deren Realisierung deutsche Besatzung und Kollaboration unversehens eine Gelegenheit zu bieten schienen. (115) Zu der bis dahin in der apologetischen Literatur gepflegten These, der VNV sei eine im Kern demokratische Organisation gewesen, die sich lediglich in der Kooperation mit den deutschen Besatzern, unter äußerem Zwang gewissermaßen, deren ideologischen Prämissen anverwandelt habe, bildete dieser Befund den denkbar markantesten Gegensatz.

Die Revision des tradierten flämisch-nationalen Geschichtsbildes ließ auch die „Enzyklopädie der flämischen Bewegung“ keine zwei Jahrzehnte nach ihrem Abschluss bereits unhaltbar veraltet erscheinen. Die „Nieuwe Encyclopedie van de Vlaamse Beweging“ (116) wurde in den neunziger Jahren zum zentralen Projekt des Paradigmenwechsels und zugleich ein symbolträchtiger Akt der Abgrenzung zum Überkommenen. Als sie gegen Ende des Jahrzehnts vorlag, las sie sich streckenweise wie eine inhaltlich spiegelverkehrte Variante der um ein Vierteljahrhundert älteren Ausgabe. Der Prozess der Geschichtsbildrevision war damit indes noch nicht zum Abschluss gekommen. Im folgenden Jahrzehnt nahm sich die Politik des Themas an in dem Bestreben, in der Gesellschaft nicht nur einen veränderten Blick auf die Geschichte, sondern darüber hinaus aktive Reue über die Kriegsvergangenheit zu erwecken. Der Begriff der „excuscultuur“ hatte eine Zeitlang in Flandern Konjunktur. (117)

So regte 2001 der damalige flämische Ministerpräsident Patrick De Wael, ein Liberaler, die Gründung eines Holocaust-Museums in Mecheln an, ein Projekt, das nach jahrelangen kontroversen Debatten schließlich Gestalt annahm. Bei einem Besuch in Israel 2005 entschuldigte sich der belgische Ministerpräsident Verhofstadt für den Anteil belgischer Behörden und Funktionsträger an der Judentransportation während des Zweiten Weltkrieges. Zwei Jahre später sprach der Antwerpener Bürgermeister Patrick Janssens eine gleichartige Entschuldigung aus für alles, worin Bürger seiner Stadt damals durch Unterlassen oder tätiges Handeln gefehlt hatten.

Dass der flämisch-nationale Minister Sauwens, um noch einmal auf ihn zu sprechen zu kommen, in einem dermaßen gewandelten gesellschaftlichen Klima keine Nachsicht finden konnte, liegt fast auf der Hand. Über Jahrzehnte hinweg

hatte seine Partei, die Volksunie, zwischen dem hermetischen Milieu ehemaliger Kollaborateure und der umgebenden Gesellschaft gewissermaßen ein Scharnier gebildet und damit wohl auch einen Beitrag zur politischen Integration dieser Klientel geleistet. So wird Sauwens seine Rolle ebenfalls verstanden haben. Sein Unglück war, dass eine solche Scharnierfunktion, anders als noch wenige Jahre zuvor, im neuen Flandern als nicht mehr gesellschaftsfähig galt.

Anmerkungen

(1) Falter, Rolf: „De Morgen“ verdedigt zich, in: De Standaard (DS), 14. Mai 2001; Achten, Dirk: „Ik wist meteen dat Sauwens moest opstappen“, in: DS, 15. Mai 2001; Van den Abeele, Andries: Saluut aan Sauwens, in: DS, 19. Mai 2001. Als wahrscheinlich galt damals, dass Sauwens einer Intrige im flämisch-nationalen Lager zum Opfer gefallen war. Das Video wurde jedenfalls vom rechtsradikalen Vlaams Blok an die Öffentlichkeit lanciert in der erkennbaren Absicht, die konkurrierende Volksunie, die Partei des Ministers, zu diskreditieren. Unwiderlegt blieb die Vermutung, auch die Zeitung „De Morgen“, die die Affäre ins Rollen brachte, habe im Voraus einen Hinweis auf die Anwesenheit des Ministers erhalten und nur deshalb einen Berichterstatter zur Veranstaltung des Sint-Maartensfonds geschickt.

(2) Van Doorselaer, Isa: Het grote gelijk rechts van het Blok. Familieportret in zwart-zwart, in: DS, 19. Mai 2001; Peter De Ridder (SP) wil stopzetting subsidiëring VNJ, in: DS, 18. Mai 2001; Falter, Rolf: Kamer jaagt op Gabriëls en Van den Eynde, in: DS, 18. Mai 2001; Gabriëls woedend op „Koppen“, in: DS, 17. Mai 2001; Berghmans, Eva: „Wij hebben geen zwarte boeken“, in: DS, 18. Mai 2001; Van Doorselaer, Isa/Winckelmans, Wim: Verwilghen doktert aanpak extreem-rechts uit, in: DS, 15. Mai 2001

(3) Vgl. DS, 19. Mai 2001, Interview mit Ex-Volksunie-Senator Willy Kuijpers: „Ik ben naar feesten van het Sint-Maartensfonds geweest... Ik zou in Sauwens' positie waarschijnlijk hetzelfde hebben gedaan.“

(4) Kossmann, Ernst: Die Erfahrung des Leidens, in: Zentrum für Niederlande-Studien. Jahrbuch I, 1990, S. 57–66; hier S. 57–58

(5) Vgl. Frans Daels, 14. Juli 1940: „De nieuwe orde van integrale volksverbondenheid“; Jan Brans in „Volk en Staat“, 9. August 1940: „De nieuwe orde is niet iets dat ons door een uitwendige macht wordt opgelegd“; Frans Daels, IJzerbedevaart, 18. August 1940: „Deze nieuwe orde hadden we voor ons volk nog niet uit eigen krachten kunnen stellen“; zit. nach Van Dingenen, Jef: Wat wij er in zagen?, in: Broederband, Jg. 13, Nr. 1, Januar 1977, S. 1–7; hier S. 3; S. 5

(6) Unter dem „flämischen Nationalismus“ ist eine aus den Verwerfungen des Ersten Weltkrieges hervorgegangene politische Strömung zu verstehen, die erstmals seit der Gründung Belgiens 1830 den Flamen eine eigene, von der belgischen unterschiedene oder ihr sogar entgegengesetzte nationale Identität zuschrieb. Bis dahin hatte gegen die dominante Position des Französischen im öffentlichen Leben Belgiens die „flämische Bewegung“ die sprachliche Gleichstellung und das Recht auf höhere Bildung in niederländischer Sprache als individuellen Anspruch für die Flamen im Rahmen des bestehenden belgischen Staates verfochten. Die flämischen Nationalisten stellten jetzt im Namen der Selbstbestimmung eines als Kollektiv begriffenen flämischen Volkes die Struktur des belgischen Staates selbst in Frage. Der radikale Flügel propagierte das

revolutionäre Projekt der Zerschlagung Belgiens, auf die entweder die Gründung eines unabhängigen flämischen Staates oder die staatliche Vereinigung mit den Niederlanden folgen sollte. Die Gemäßigten setzten auf den evolutionären Weg einer föderalen Umgestaltung. An der Trennlinie zwischen den Flügeln schied sich vielfach auch die politische Orientierung. In der Regel korrelierte radikaler flämischer Nationalismus mit antidemokratischen, autoritären Einstellungen. Die pragmatischen Föderalisten operierten innerhalb des demokratischen Regelsystems. In der Geschichte des flämischen Nationalismus blieben der demokratische und der antidemokratische Traditionsstrang beide durchgehend präsent, mit je nach Periode freilich unterschiedlicher Ausprägung. Die zu Beginn der zwanziger Jahre als erster Ansatz einer organisatorischen Gestalt des flämischen Nationalismus entstandene Frontpartei war überwiegend demokratisch orientiert. Der 1933 gegründete Vlaamsch Nationaal Verbond verfiel unter dem Einfluss der zeitgenössischen faschistischen Bewegungen autoritärem Denken und Führerkult. Die als Nachfolgeorganisation 1954 entstandene Volksunie war ein heterogenes Gebilde, in dem lange Zeit ein linksliberaler und ein rechts-traditionalistischer Flügel koexistierten. Aus der Abspaltung der Rechten 1978 entstand schließlich der Vlaams Blok (heute Vlaams Belang), während die Volksunie 2001 zerfiel. Ihr politisches Erbe vertritt heute die Nieuw-Vlaamse Alliantie (N-VA). Vgl. u. a. Wils, Lode: Van Clovis tot Happart. De lange weg van de naties in de Lage Landen. Leuven/Apeldoorn 1992; De Wever, Bruno: Die flämische Bewegung. Geschichte und Geschichtsschreibung, in: Koll, Johannes (Hrsg.): Nationale Bewegungen in Belgien. Ein historischer Überblick. Münster 2005, S. 73–108

(7) Ledeborg 25. November 1923 – Jette 22. September 1998; seit 1953 Fernsehjournalist; in den sechziger Jahren prominent durch aufsehenerregende und umstrittene sozialökonomische Reportagen; zwischen 1982 und 1991 Autor mehrerer großer Serien zur Kriegsvergangenheit: De Nieuwe Orde, De Verdachten, De Collaboratie, Het Verzet, De Oostfronters, De Tijd der Vergelding, De Repressie (http://nl.wikipedia.org/wiki/Maurice_De_Wilde)

(8) Dejonge, Huib: Na de kollaboratie komt de repressie, in: DS, 1. März 1982; Reynebeau, Marc/Verleyen, Frans: „Als er moeilijkheden van komen, geef het dan maar aan De Wilde“, in: Knack, 24. März 1982, S. 20–24; Reynebeau, Marc: Wie is bang voor de Nieuwe Orde?, in: Knack, 6. April 1983, S. 58–65; Durnez, Gaston: De Nieuwe Orde: toekomst-dokumenten. Hoe de zeven professoren de televisieploeg adviseerden, in: DS, 12./13. Juni 1982

(9) Bauer, Raoul: De Nieuwe Orde of de geschiedenis gezien door Maurice De Wilde, in: Onze Alma Mater, Jg. 37, 1983, Nr. 3, S. 229–254

(10) De Volkskrant, 22. Mai 1982: De Vlaamse pers hakt in op Maurice de Wilde (J.C.)

(11) Borginon, Hendrik: „De Nieuwe Orde“, in: DS, 20. September 1982

(12) Borginon, s.o.; Claes, Lode: Het verdrongen verleden. Beveren 1983, S. 10–11; Ruys, Manu: De nieuwe orde, in: DS, 5. April 1982

(13) Sint-Niklaas 5. Mai 1905 – Kortenbergh 11. April 1992; Jurist; seit 1934 Beamter, zunächst im belgischen Arbeitsministerium, zwischen 1940 und 1944 beim Generalsekretär für Arbeit unter deutscher Besatzung; nach dem Krieg seit 1952 Senator, 1958 Gesundheitsminister, seit 1966 letzter Vorsitzender einer gesamtbelgischen christde-

mokratischen Partei; Nieuwe Encyclopedie van de Vlaamse Beweging (NEVB). Tielt 1998, S. 1473

(14) Houben, Robert: Een beschamend gebrek aan ernst, in: DS, 26. Mai 1982; Houben, Robert. „De nieuwe orde“, onverantwoord vanwege BRT, in: DS, 21. Juni 1982

(15) Eine Formulierung des mit der „neuen Ordnung“ sympathisierenden frankophonen Publizisten Robert Poulet; Willequet, s.u.

(16) In diese Überlegungen waren auch führende flämische Nationalisten eingebunden; vgl. De Wever, Bruno: Greep naar de macht. Vlaams-nationalisme en Nieuwe Orde. Het VNV 1933 – 1945. Gent 1995, S. 358–361; De Lentdecker, Louis: Tussen twee vuren. Leuven 1985, S. 207; Willequet, Jacques: La Belgique sous la botte. Résistances et collaborations 1940 – 1945. Paris 1986, S. 85; Derine, Raymond: Repressie zonder maat of einde? Terugblik op de collaboratie, repressie en amnestiestrijd. Leuven 1978, S. 77–93

(17) Houben blieb von der Thematik nachhaltig gefesselt, wofür spricht, dass er noch 1985, als das belgische Fernsehen De Wildes zweite große Dokumentarserie, diesmal über die Kollaboration, ausstrahlte, in einem Zeitungsbeitrag seine drei Jahre zuvor erstmals verkündeten Thesen wiederholte; Houben, Robert: Er is kollaboratie en kollaboratie, in: De Standaard, 27. November 1985

(18) Borgerhout 17. Juni 1913 – Cadzand 16. Februar 1997; während der deutschen Besatzung Dezernent in der Stadtverwaltung von Groß-Brüssel; bis 1949 in Haft; danach Publizist; seit 1964 im Vorstand der Bank Brussel Lambert; seit 1968 Senator; versuchte, Ende der Siebziger als Volksunie-Dissident vergebens, eine neue flämisch-nationale Partei, die Vlaamse Volkspartij (VVP), zu gründen; NEVB, S. 730–731

(19) Claes, Lode: TV-historicus of TV-auditeur? Kollaboratie op de pijnbank, in: DS, 10. März 1982

(20) Huyse, Luc/Dhont, Steven: Onverwerkt verleden. Collaboratie en repressie in België 1942 – 1952. Leuven 1991, hier besonders S. 19–24; S. 27–31; S. 70; S. 93–99; S. 124–125; S. 153–157; S. 166

(21) Claes, Lode: Geschiedschrijving en de kleine man, in: DS, 9. April 1982; Claes, Het verdrongen verleden, a.a.O., S. 15–24

(22) Claes s. Anm. 19

(23) Geb. Ronse 25. April 1933; Redakteur „De Vlaamse Linie“; 1964 Gründer und bis 1980 Chefredakteur des links-flamingantischen Wochenblattes „De Nieuwe“; 1978 Träger „Orde van de Vlaamse Leeuw“; seit 1988 Herausgeber der zweiwöchentlich erscheinenden Publikation „Journaal“; NEVB, S. 1350–1352

(24) Grammens, Mark: De Nieuwe Orde (= Aktueel, Nr. 3). Brüssel 1983, S. 26; S. 54–56

(25) Tegenbos, Guy: Lode Claes bracht nieuwe ideeën aan, in: DS, 17. Februar 1997; Ruys, Manu: Afscheid van een non-conformist, ibid.

(26) Van Roy, Louis: Het taboe van de kollaboratie. Kapellen 1987; die Bemerkungen über Hitler finden sich auf S. 92, S. 94: „Hitler hield van het Vlaamse land en van de Vlamingen... De Führer was Vlaanderen en zijn volk genegen, hij was met Vlaanderen politiek iets van zins.“ Den adligen Verschwörern des 20. Juli sagte der Autor nach,

sie hätten „de oude maatschappij rond kapitaal, goederen, bezit, macht“ bewahren wollen „tegen het socialistische Duitsland van Hitler“.

(27) Van Roy, Het taboe van de kollaboratie, a.a.O., S. 7–12

(28) Wils, Lode: Het taboe van Vlaanderen, de verzwegene burgeroorlog, in: DS, 30. April 1987

(29) Van Isacker, Karel: Mijn land in de kering. Bd. 2. Antwerpen/Amsterdam 1983, S. 156. De Lentdecker, Tussen twee vuren, S. 104 nennt allein für die ersten beiden Monate des Jahres 1944 die Zahl von 1774 Anschlägen mit 740 Toten. Ein Mann sei lebendig begraben worden, ein anderer an einem Fleischerhaken aufgehängt. Kinder von Kollaborateuren im Alter von drei bis elf Jahren seien „kaltblütig“ gemeinsam mit ihren Eltern massakriert worden. Ein konkretes Fallbeispiel bei Verstraete, Pieter Jan: Antoon Ariën. Dader en slachtoffer. Kortrijk 2009

(30) Huyse/Dhont, Onverwerkt verleden, a.a.O., S. 43; S. 85; S. 88; S. 119–120; S. 143–150; S. 170–171; S. 271–275. Van Isacker, Mijn land in de kering, S. 160–162 zitiert mit Entsetzen und Abscheu eine Äußerung des früheren Widerständlers, damaligen kommunistischen Funktionärs und späteren sozialistischen Kulturhistorikers Alois Gerlo, der sich 1947 darüber beschwerte, dass von bis dahin 1100 Todesurteilen gegen Kollaborateure noch kaum 150 vollstreckt worden seien, und es der Justiz als verwerfliches Versäumnis anrechnete, „Erzverräter und SS-Banditen am Leben zu halten“.

(31) Vgl. Van Doorslaer, Rudi/Verhoeven, Etienne: De moord op Lahaut. Het communisme als binnenlandse vijand. Leuven 1985

(32) Ruys, Manu: De tijd van het moordende onbegrip, in: DS, 11. Februar 1989

(33) De Lentdecker, Tussen twee vuren, a.a.O., S. 248–250. In dieselbe Richtung weist womöglich eine Andeutung von Mark Grammens, der die zweite Welle der „Volksrepression“ im Frühsommer 1945 verschwörungstheoretisch damit erklärte, dass „internationale Kreise“ im Vorfeld der Potsdamer Konferenz Chaos in Europa hätten stiften wollen; Grammens, Mark: Herinneringen aan oorlog en repressie (= reeks Aktueel, Nr. 14). Brüssel 1985, S. 51

(34) Verstraete, Pieter Jan: Vlaamse bedevaarten naar Münstereifel (= Oostfronters-reeks Nr. 4). Kortrijk 2008

(35) Verstraete, Vlaamse bedevaarten, S. 24; S. 64; S. 79. Als „Tragödie“, die der Leidensgeschichte der flämischen Soldaten im Ersten Weltkrieg in nichts nachstehe, findet sich das Ostfront-Abenteuer der flämischen Nationalisten auch bei Derine, Repressie zonder maat of einde, S. 52, beschrieben.

(36) Verstraete, Vlaamse bedevaarten, S. 57; S. 69; S. 77

(37) De Lentdecker, Tussen twee vuren, S. 212

(38) Heist-op-den-Berg 24. November 1913 – Antwerpen 12. Juni 1995; seit Oktober 1942 „Gaukommandant“ der Dietse Militie/Zwarte Brigade (DM/ZB), der Parteililz des kollaborierenden Vlaamsch Nationaal Verbond (VNV); Chefredakteur der

Milizeitschrift „Help U Zelf“; nach dem Krieg bis 1950 in Haft; 1964 Gründer und Chefredakteur der Zeitschrift „Broederband“; NEVB, S. 962

(39) Van Dingenen, Jef: Praag en amnestie, in: Broederband, Jg. 4, Nr. 8, September 1968, S. 1–5; hier S. 1

(40) Auf den Kalten Krieg als „neue Quelle von Schuldverdrängung“ weisen auch Huyse/Dhont, Onverwerkt verleden, S. 141 hin. Dagegen legt Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, S. 64 Wert auf die Feststellung, dass das antisowjetische Motiv nur bei jenen Ex-Kollaborateuren eine Rolle gespielt habe, die zugleich überzeugte Nazis gewesen seien, und sich zu „überzeugten Verfechtern amerikanischer Interessen“ gewandelt hätten, nicht jedoch bei authentischen flämischen Nationalisten.

(41) Für die Vorkriegswerte: De Wever, Greep naar de macht, S. 212; S. 255; S. 261; die Nachkriegswerte sind annäherungsweise hochgerechnet aus den belgischen Wahlergebnissen seit 1946 bei: www.ibzdgip.fgov.be

(42) Leuven 23. August 1903 – Neerijse 3. März 1994; Funktionär der katholischen Pfadfinderbewegung; Politiker; Publizist; Autor mehrerer Bücher zur flämischen Frage; 1968 Senator; NEVB, S. 1391–1392

(43) Van Haegendoren, Maurits: Wat zag de Vlaamse collaboratie in het Nationaal-Socialisme?, in: Broederband, Jg. 12, Nr. 3., März 1976, S. 4–5. Im Dezember 1976 wiederholte Van Haegendoren seine Frage in der Zeitschrift „Wij“, dem Parteiorgan der Volksunie.

(44) Vgl. Dolderer, Winfried: Anmerkungen zum Deutschlandbild in Flandern, in: Germanistische Mitteilungen. Zeitschrift für Deutsche Sprache, Literatur und Kunst, Jg. 49, 1999, S. 65–75; hier S. 67–68

(45) Für die im Vorstehenden genannten Zahlen: Werkgroep belast met het opmaken van een inventaris van de sociale en menselijke gevolgen voor de slachtoffers van de oorlog, met name ook van de Spaanse burgeroorlog, en voor de getroffenen van de repressie- en epuratie-wetgeving. Brüssel o.J. (1984), S. 111; S. 132; S. 133; S. 146

(46) Van Dingenen, Jef: Een eerste reaktie, in: Broederband, Jg. 12, Nr. 3, März 1976, S. 5–8; hier S. 5

(47) Zu den SS-gesteuerten Organisationen in der flämischen Kollaboration und dem Konflikt mit dem VNV, vgl. u. a. Seberechts, Frank: Geschiedenis van de DeVlag. Van cultuurbeweging tot politieke partij. Gent 1991; De Wever, Greep naar de macht, S. 369–371; S. 379–382; S. 391; S. 446–454; S. 528–544; S. 561–569

(48) Van Dingenen, Jef: Moreel eerherstel, in: Broederband, Jg. 4, Nr. 11, Dezember 1968, S. 1–5; hier S. 4

(49) Van Dingenen, Jef: Waarom wij collaboreerden, in: Broederband, Jg. 6, Nr. 11/12, Nov./Dez. 1970, S. 3–48

(50) Van Dingenen, Wat wij er in zagen?, a.a.O.; Van Meensel, Michel: Even het geheugen oprissien. Een bondig wederwoord aan dr. MVH, in: Broederband, Jg. 12, Nr. 9, September 1976, S. 1–5

(51) Zu diesem Mangel bekennt sich Van Dingenen, Een eerste reaktie, a.a.O., S. 8 ausdrücklich: „Het spreekt voor zichzelf dat het hier niet gaat over wat men nu onder

„nazisme“ verstaat, maar wel over het nationaal-socialisme zoals het toen in Vlaanderen geprogageerd werd, zoals we hoopten dat het na de oorlog zou kunnen worden.“

(52) Van Dingenen, Wat wij er in zagen, a.a.O., S. 2; S. 4–5; Van Meensel, Even het geheugen oprissen, a.a.O., S. 2–4. Es sei kein Wunder, heißt es hier einleitend auf S. 1, dass der Nationalsozialismus bei der jüngeren Generation in Verruf geraten sei: „Literatuur en media hebben immers het onmogelijke gedaan om het in hun jeugdige voorstelling te herleiden tot concentratiekampen en jodenvergassing. Geen wonder dat ze in Hitler slechts een gruwelijke onmens kunnen zien welke naar hun gevoel ergens in de buurt van Nero dient te worden gesitueerd.“

(53) Van Roy, Het taboe van de kollaboratie, a.a.O., S. 62–65; S. 75–78

(54) Van Dingenen, Moreel eerherstel, a.a.O., S. 2

(55) Van Dingenen, Jef: G. Romsée, in: Broederband, Jg. 12, Nr. 5, Mai 1976, S. 1–8; hier S. 3; Van Dingenen, Waarom wij collaboreerden, a.a.O., S. 22

(56) Zit. nach Derine, Repressie zonder maat of einde, a.a.O., S. 68

(57) So zitiert Derine, Repressie zonder maat of einde, S. 39 eine Äußerung des VNV-„Führers“ Staf De Clercq, der sich im Herbst 1938 gegen „Faschismus“, „Nationalsozialismus“ und „Totalitarismus“ ausgesprochen hatte, und weist auf S. 54–55 darauf hin, dass verschiedene führende Kollaborateure während des Krieges Repressalien durch deutsche Instanzen wegen politischer Unzuverlässigkeit erfuhren. Auch Willequet, La Belgique sous la botte, a.a.O., S. 166 erklärt kategorisch, der „vage Korporatismus à la Dolfus“ des VNV sei vom Nazismus meilenweit entfernt gewesen. Den monströsen Rassismus der nationalsozialistischen Ideologie hätten die kollaborierenden belgischen Faschisten gar nicht erkannt und ihn andernfalls auch scharf abgelehnt.

(58) Zit. nach Van Isacker, Mijn land in de kering, a.a.O., S. 140; Derine, Repressie zonder maat of einde, S. 66–67. Auf S. 52 verweist Derine im Übrigen auf eine Äußerung des apologetischen Historikers Arthur De Bruyne, der es einen „tragischen Irrtum“ genannt hatte, dass die SS-Freiwilligen an der Ostfront geglaubt hätten, das christliche Abendland zu verteidigen an der Seite des Nationalsozialismus, der aber genauso antichristlich gewesen sei wie der Kommunismus.

(59) De Wever, Greep naar de macht, S. 501; S. 512; S. 554; S. 611

(60) Encyclopedie van de Vlaamse Beweging (EVB). Bd. 1. Tielt/Utrecht 1973, S. 307–313; hier S. 313

(61) EVB I, S. 479–482; vgl. auch Van der Elst, Frans: De bewogen jaren. Mijn memoires 1920/1958. Tielt 1985, S. 118–120; S. 122–123; S. 128–132

(62) EVB I, S. 219

(63) Grammens, Mark: Herinneringen aan oorlog en repressie (= reeks Aktueel, Nr. 14). Brüssel 1985, S. 26

(64) NEVB, S. 1348–1350

(65) Grammens, Mark: Gedaan met geven en toegeven. Leuven 1990, S. 21–23

(66) Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, a.a.O., S. 22; S. 29

(67) Claes, Het verdrongen verleden, a.a.O., S. 64; S. 71–73

- (68) Grammens, Gedaan met geven en toegeven, a.a.O., S. 31; S. 34
- (69) Claes, Het verdrongen verleden, S. 98 – 99; S. 105; vgl. auch den schicksalhaften Duktus der Sentenz auf S. 110: „Mijn collaboratie beschouw ik als onontkoombaar, zoals deze van zovele van mijn generatiegenoten.“
- (70) Vgl. die programmatischen Einleitungssätze in Van Isacker, Mijn land in de kering II, a.a.O., S. 5: „Dit is de geschiedenis van een om zijn ongerechtigheid verwerpelijke tijd. Zij beschrijft... een ontwikkeling die leidde naar een onmenselijke wereld..., om de verfoeilijkheid van het huidige bestel aan te tonen.“
- (71) Van Isacker, Mijn land in de kering II, a.a.O., S. 18; S. 47; S. 85
- (72) Van Isacker, a.a.O., S. 47; S. 92
- (73) Van Isacker, S. 97; S. 109; S. 125
- (74) Van Isacker, S. 138–140
- (75) Van Isacker, S. 112–114; S. 146–151
- (76) Vgl. Van Isacker, S. 116: „Niettegenstaande de kleine kanten en vergissingen groeiden de meesten boven hun begrensdheid uit. Het gaf hun een kracht die de wereld had veranderd – indien de omstandigheden gunstiger waren geweest.“
- (77) Van Isacker, S. 144; S. 153; S. 165
- (78) Broederband, Jg. 20, Nr. 3, März 1984, S. 10–12: De tijd van de idealisten
- (79) Van Roy, Het taboe van de kollaboratie, S. 139
- (80) Leysen, André: Achter de spiegel. Terugblik op de oorlogsjaren. Tielt 1995, S. 11–12
- (81) Van Dingenen, Wat wij er in zagen?, a.a.O., S. 7
- (82) Claes. Het verdrongen verleden, a.a.O., S. 60–61
- (83) Grammens, De Nieuwe Orde, a.a.O., S. 31; S. 65. In genau gleicher Weise, als einen Konflikt zwischen dem „impérialisme revendicateur de l’Allemagne“ und dem „impérialisme conservateur de l’Angleterre“, diagnostizierte bereits der frankophone belgische Publizist Robert Poulet im September 1939 die Ursache des soeben begonnenen Krieges; zit. nach Willequet, La Belgique sous la botte, a.a.O., S. 44
- (84) Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, a.a.O., S. 24
- (85) In ähnlicher Weise wurde freilich schon während des Krieges im besetzten Belgien der ohne viel Rücksicht auf die Zivilbevölkerung geführte Luftkrieg der Westalliierten mit den Greueln der Gegenseite vielfach gleichgesetzt, so in einer Aufzeichnung des Erzbischöflichen Ordinariats in Mecheln von 1943: „Le mal est dans tous les camps“; zit. nach Willequet, La Belgique sous la botte, S. 75
- (86) Grammens, De Nieuwe Orde, a.a.O., S. 33–34
- (87) Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, a.a.O., S. 28
- (88) ibid. S. 30; S. 34–35
- (89) Grammens, Gedaan met geven en toegeven, a.a.O., S. 23
- (90) Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, a.a.O., S. 65
- (91) Claes, Het verdrongen verleden, S. 33
- (92) Van Dingenen, Jef: De tijd van de idealisten, in: Broederband, a.a.O., S. 10; ders: Praag en amnestie, a.a.O., S. 2–3; ders: Wie was fout?, a.a.O., S. 3; vgl. auch eine

- Äußerung des „Führers“ der „großgermanisch“ orientierten DeVlag, Jef van de Wiele, nach dem Krieg vor dem belgischen Militärtribunal: „De dag is niet zover meer dat de idealisten van het verzet en die van onze kant elkaar in dit land zullen vinden en zullen samenwerken“; zit. nach De Lentdecker, Tussen twee vuren, a.a.O., S. 88–89
- (93) Van Dingenen, Waarom wij collaboreerden, a.a.O., S. 26–32; zur politischen Situation Ende der zwanziger Jahre und zum „föderalen Statut“ der Frontpartei, vgl. Wils, Lode: Bormsverkiezing en Compromis des Belges, in: ders: Vlaanderen, België, Groot-Nederland. Mythe en geschiedenis. Leuven 1994, S. 321–383; Wils, Lode: Honderd jaar Vlaamse beweging. Bd. 2. Leuven 1985, S. 238–239; zur „Konzentrationspolitik“ des VNV, vgl. De Wever, Greep naar de macht, S. 203–225
- (94) Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, S. 44; S. 52
- (95) Van Isacker, Mijn land in de kering II, S. 159–160
- (96) Staskar, Mark: Een gewezen oorlogsburgemeester aan het woord, in: Broederband, Jg. 14, Nr. 6/7, Juni/Juli 1978, S. 7–9
- (97) Belege schöpften Vertreter dieser These immer wieder gerne aus der damaligen frankophonen Presse Belgiens, etwa der Antwerpener Zeitung „Le Matin“ vom 4. November 1944: „Il faut détruire tout ce qui directement ou indirectement était d’inspiration nationale flamande“; zit. nach Derine, Repressie zonder maat of einde, S. 107
- (98) Van Isacker, Mijn land in de kering II, S. 163; Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, S. 6–7; De Lentdecker, Tussen twee vuren, S. 51
- (99) Derine, Repressie zonder maat of einde, S. 157–181
- (100) Van Dingenen, Jef: De amnestiestrijd minder gevoelsgeladen maken?, in: Broederband, Jg. 12, Nr. 1, Januar 1976, S. 4–9; hier S. 5
- (101) Grammens, Herinneringen aan oorlog en repressie, S. 3–4
- (102) Ein Wendepunkt im französischen Vergangenheitsdiskurs war die Rede zum Jahrestag der umfassendsten Deportation französischer Juden während des Zweiten Weltkrieges, in der sich der damalige Präsident Jacques Chirac am 16. Juli 1995 erstmals zur Verantwortung Frankreichs für die Taten des Vichy-Regimes bekannte: „La folie criminelle de l’occupant a été secondée par des Français, par l’Etat français... La France, ce jour-là, accomplissait l’irréparable. Manquant à sa parole, elle livrait ses protégés à leurs bourreaux... Nous conservons à leur égard une dette imprescriptible“; zit. nach fr.wikipedia.org/wiki/discours-prononcé-lors-des-commémorations-de-la-raffe-du-vel-d’hiv. Den Bruch mit dem beschönigenden Selbstbild der französischen Nachkriegsgesellschaft markierte in der zweiten Hälfte der neunziger Jahre auch der Prozess gegen Maurice Papon, der als Spitzenbeamter des Vichy-Regimes maßgeblich an der Deportation der Juden beteiligt war, und dessen Nachkriegskarriere unter anderem als Polizeichef von Paris einen Beleg für personelle Kontinuitäten über den Epochenbruch von 1944/45 hinweg auch in Frankreich bildet.
- (103) Huyse/Dhont, Onverwerkt verleden, a.a.O., S. 171
- (104) Zur Entstehung der Volksunie, vgl. Van der Elst, De bewogen jaren, a.a.O., S. 209–245
- (105) Für das Folgende, Van Roy, Het taboe van de kollaboratie, a.a.O., S. 31–45
- (106) So erinnert sich Van Roy, Het taboe..., S. 32, im Alter von 15 bis 16 Jahren in der Katholieke Studentenactie (KSA) Bekanntschaft mit „Mein Kampf“ und dem Werk

Alfred Rosenbergs gemacht zu haben. Die aus dem Dritten Reich rezipierte Literatur sei in Verbandszeitschriften unter dem Aspekt diskutiert worden, „princiepen van volksgemeenschap, van natie, van volksverbondenheid toepasselijk te maken binnen het aktieterrein van de KSA“. Als vermeintliches Modell für die Befriedung sozialer Gegensätze entfaltete das Dritte Reich auch im sozialistischen Milieu Belgiens eine gewisse Verführungskraft. Im Januar 1991 erlebte der Verfasser in Brüssel einen Auftritt Edgard Delvos (1905–1999, vgl. NEVB, S. 898–899), vor dem Krieg sozialistischer Parteifunktionär, während des Krieges Chef der faschistischen Einheitsgewerkschaft Unie van Hand- en Geestesarbeiders, der sich noch immer tief beeindruckt zeigte von den „sauberen“, „hellen“, gut durchlüfteten Fabriken im damaligen Deutschland. Dort habe es sogar Blumen auf den Fensterbänken gegeben: „Dat is voor mij de volksgemeenschap“, so Delvo. „Ik ben en blijf nationaal-socialist“ – auch noch nach fünf Jahrzehnten.

(107) Foubert, Bea: De Spaanse burgeroorlog in katholiek Vlaanderen onderzocht in de periodieke pers (1936–1939), in: Belgisch Tijdschrift voor Nieuwste Geschiedenis, Jg. 18, 1987, Nr. 3/4, S. 753–777. Van Roy, Het taboe..., S. 41, meint sich zu erinnern, dass der Kampf gegen die spanische Republik sogar Eingang fand in die katholische Fürbittenliturgie: „In 1936 werd in de kerken vurig gebeden voor de overwinning van de door God gezonden generaal Franco.“

(108) So 1935 bei einem Auftritt vor der Katholieke Studenten-Aktie (KSA) Leuven: „Bemінде studenten, het is makkelijk met de mond of met de pen het kommunisme te bestrijden. In gemoede echter vraag ik u allen: Wie onder jullie zal de moed kunnen opbrengen om het geweer op te nemen, wanneer de strijd tegen het goddeloze bolsjevisme eindelijk menens wordt?“, zit. nach Van Meensel, Even het geheugen opfrissen, a.a.O., S. 4

(109) Van Roy, Het taboe..., S. 170

(110) Van Dingenen, Waarom wij collaboreerden, a.a.O., S. 14–15

(111) Unter dem Eindruck der verbreiteten Empörung sah sich der Autor der Serie Maurice De Wilde zu einer Klarstellung veranlasst: Es sei gewiss „zu gewagt, einen ursächlichen Zusammenhang herzustellen“ zwischen einer Mitgliedschaft in der katholischen flämischen Jugendbewegung der Zwischenkriegszeit und der Bereitschaft zum Kriegseinsatz an der Ostfront, erklärte er, als die Serie ein gutes Dreivierteljahr nach der Erstaussstrahlung wiederholt wurde. Vielmehr sei es oft so gewesen, dass die Betroffenen nach dem Krieg den Hinweis auf die antikommunistischen Predigten des katholischen Klerus als rechtfertigenden Vorwand benutzt hätten. Dessen ungeachtet meldete sich noch ein gutes weiteres Jahr später der Kirchenhistoriker Robrecht Boudens mit der Forderung, seine Aussagen zum Verhältnis zwischen katholischen Verbänden und zeitgenössischen faschistischen Bewegungen im Interview mit De Wilde entweder zu ergänzen oder aus der Sendung herauszuschneiden. Er fand, dass seine Äußerungen „einseitig“ wirkten; womöglich habe er sich auch selbst in der Nervosität der Interviewsituation missverständlich ausgedrückt; Durnez, Gaston: „De Nieuwe Orde“ verduidelijkt katholieke houding, in: DS, 30. Dezember 1982; ders.: Kerkhistoricus Boudens: Nieuwe Orde aanvullen, in: DS, 18. Februar 1984

(112) Wenn es ein markantes Datum gab, das den Niedergang des gesellschaftlichen Einflusses der Kirche augenfällig besiegelte, so die Legalisierung der Abtreibung in Belgien am 29. März 1990. Damals fand die kirchliche Position nur noch einen prominenten Verteidiger in Gestalt des Königs Baudouin, der die Unterschrift unter das Gesetz ver-

weigerte und damit eine Verfassungskrise heraufbeschwor. Bei einem ungleich geringeren Anlass 1960 hatte noch ein Machtwort des damaligen Primas von Belgien Kardinal Van Roey genügt, um in der Zeitung „De Standaard“ den Abdruck einer Artikelserie über Zustände in flämischen Nonnenklöstern zu stoppen. Fünf Jahrzehnte später hatte sich Van Roey's Nach-Nach-Nachfolger Erzbischof André-Joseph Léonard vor einer kritischen Öffentlichkeit zu rechtfertigen, weil er zum 20. Jahrestag des Abtreibungsgesetzes an einer Demonstration von Lebensschützern teilgenommen hatte. Vgl. DS, 20. März 2010: „Willy, ik denk dat ik hem overtuigd heb...“ (www.standaard.be/artikelId=T52NPNB5); Durnez, Gaston: De Standaard. Het levensverhaal van een Vlaamse krant van 1948 tot de VUM. Tielt 1993, S. 211–214; DS, 29. März 2010: Léonard betoogt mee tegen abortus (www.standaard.be/artikelId=342O126E); DS, 30. März 2010: „Vanaf nu horen we de stem van de paus“ (www.standaard.be/artikelId=CS2O7116)

(113) Vgl. Anm. (41)

(114) Im Übrigen rührte die Legitimationskrise des flämischen Nationalismus auch daher, dass sich in einem Flandern, in dem von der einst gesellschaftlich dominanten Position der französischen Sprache und Kultur nichts mehr übrig war, und das sich auf dem Wege zur politischen Autonomie in einem weitgehend föderalisierten Belgien befand, seine historische Funktion erledigt zu haben schien. Für eine demokratische flämische Bewegung gebe es in Flandern mittlerweile nicht mehr zu tun als für eine „niederländische Bewegung“ in den Niederlanden oder für eine „französische Bewegung“ in Frankreich, schrieb zu Beginn der neunziger Jahre der Historiker Lode Wils. Dagegen schien es ihm damals nach dem spektakulären Wahlerfolg des Vlaams Blok 1991, als solle der „antibelgische, faschistoide“ flämische Nationalismus „nun endlich“ seine Chance bekommen; Wils, Verleden en toekomst van een natie, in: ders: Vlaanderen, België, Groot-Nederland, a.a.O., S. 450–473; hier S. 473. Dass indes über die Zukunft des flämischen Nationalismus auch damit noch nicht das letzte Wort gesagt war, scheint sich spätestens seit dem Erfolg der N-VA bei der belgischen Parlamentswahl im Juni 2010 abzuzeichnen.

(115) De Wever, Greep naar de macht, a.a.O., S. 79–88; S. 101–103; S. 109–110; S. 239–243; S. 264–266; S. 425

(116) Erschienen in drei durchgehend paginierten Bänden, wie bereits die vorherige Enzyklopädie, bei Lannoo in Tielt; s. Anm. (13)

(117) Verbeeck, Georgi: Erinnerungspolitik in Belgien, in: Aus Politik und Zeitgeschichte 8/2008, S. 25–32; hier besonders S. 26–27